Vermiſchte

Schriften

von

Joh. Aug. Eberhard.

Erſter Theil.

HALLE,
bey Johann Jacob Gebauer,
1784.

Ad. Bibl. Acad. Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorbericht.

Ich würde dieſe kleine Sammlung von Abhandlungen meinen Leſern ohne Vorrede übergeben, wenn ich nicht glaubte, daß ein Paar Worte über die Gelegenheit, wodurch einige davon ſind veranlaßt worden, zu richtigerer Beurtheilung derſelben dienen könnten.

Die **Erſte** enthält das Weſentliche aus den freundſchaftlichen Streitigkeiten mit einigen jungen Republikanern über den Werth der Regierungsformen, und ihren Einfluß auf die Freyheit. Ich habe geglaubt, daß bey dieſen Streitigkeiten bis-

her noch immer ein Mißverstand zum Grunde gelegen habe, der auf der Zweydeutigkeit des Wortes Freyheit beruhet. Wenn ich so glücklich gewesen bin, diese Zweydeutigkeit zu heben: so wird die Materie künftig mehr weder so verwickelt noch so unnütz scheinen, als sie von einigen witzigen Schriftstellern ist vorgestellt worden. Ich weiß wohl, daß darbey noch einige andere Fragen vorkommen; ich habe sie aber besser auf eine andere Gelegenheit auszusetzen geglaubt.

In der Zweyten Abhandlung hat eine Aufgabe der Königl. Akademie zu Berlin Gelegenheit gegeben, an deren Auflösung ich mich aber zu spät gemacht habe, als daß ich hätte hoffen können, daß meine Arbeit werde glücklich seyn.

Bey der vierten bemerke ich nur, daß auch noch der neueste englische Schriftsteller, der die Materie von der Schönheit der Bewegungen berührt hat, Jacob Beattie in seinen moralischen und kritischen Abhandlungen die Untersuchungen da habe

ste-

ſtehen laſſen, wo ich ſie S. 118. weiter fort zuführen verſucht habe.

Die Veranlaſſung des fünften Stücks wird man aus der Anmerkung S. 144. leicht abnehmen können. Vielleicht wird es zur Aufklärung dieſer verwickelten Materie ebenfalls nicht undienlich ſeyn, wenn man den Begriff des geſunden Menſchenverſtandes ſo beſtimmt, wie ich S. 145. gethan habe, und ihn alſo von dem gemeinen Menſchenverſtande, als einen Theil vom Ganzen unterſcheidet. Die ſchottiſchen Philoſophen, Beattie, Reid und Oswald haben dadurch, daß ſie dieſen Unterſchied überſehen, viel Verwirrung in die Materie gebracht. Indem ſie allen Urtheilen, die wir nur auf ein gewiſſes dunkeles Gefühl annehmen, eben die Gültigkeit beylegen, als den eigentlichen Axiomen, ſo haben ſie auf der einen Seite einer feinen Schwärmerey die Thür geöfnet, indeß ſie auf der andern leicht zu einem gewiſſen Scepticismus führen können. Denn da dieſes Gefühl bey verſchiedenen

Menſchen ſo verſchieden iſt: ſo kann es unmöglich zu einem untrüglichen Kennzeichen und Probierſtein der Wahrheit dienen. So bald wir aber den angegebenen Unterſchied zulaſſen: ſo haben wir nun eine unfehlbare Regel unſeres Verhaltens gegen den Zweifel. Einwürfe gegen die ſchlechterdings erſten Wahrheiten können nicht gehört werden; Einwürfe gegen alle andere Wahrheiten muß der Philoſoph unterſuchen. Halle den 4. Sept. 1784.

J. A. Eberhard.

In-

Inhalt.

I.

Ueber die Freyheit des Bürgers und die Principien der Regierungsformen.

II.

Ueber die Allgemeinheit der französischen Sprache.

III.

Von der Zufriedenheit.

IV.

IV.

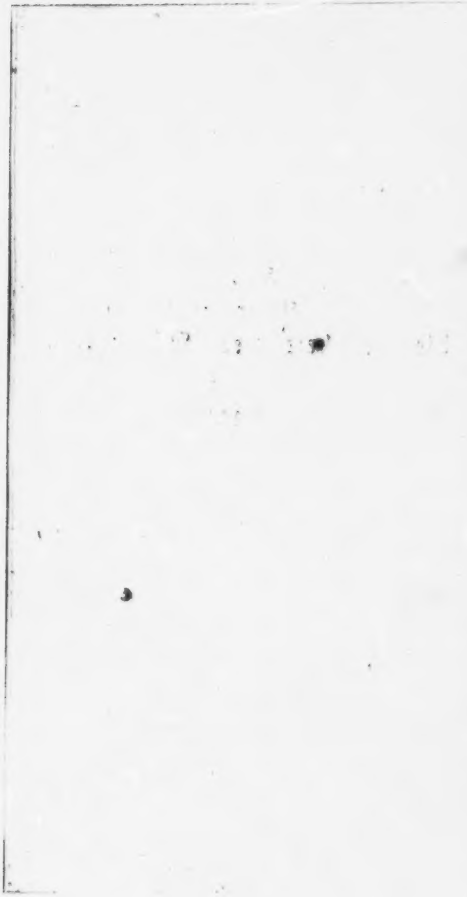
Von dem Unterschiede der nachahmenden und zeichnenden Künste, wie auch über die Schönheit der Farben.

V.

Clairsens und Tiefheim, oder, von dem gemeinen Menschenverstande.

I.

Ueber
die Freyheit des Bürgers
und
die Principien der Regierungsformen.



Die Eintheilung der Regierungsformen in die demokratiſche, ariſtokratiſche und monarchiſche iſt ſo alt, als die Politik ſelbſt. Sie erſchien bereits in dem Lehrgebäude, worin Ariſtoteles zuerſt die Politik unter den Wiſſenſchaften einführte, und ſie hat ſich darin bis auf unſere Zeiten beynahe ohne alle Erweiterung und Aufklärung erhalten. Indeß hätte doch die bloße Beobachtung der neuern Staaten zu der leichten Bemerkung Gelegenheit geben können, daß aus der verſchiedenen Miſchung derſelben, ſo wie in der Körperwelt aus der Miſchung der Elemente, verſchiedene ganz neue Formen der Regierungen entſtehen. Allein der Verſtand der Gelehrten lag unter dem Anſehen des griechiſchen Philoſophen gebunden; man nannte lieber das ein Ungeheuer, was ſich nicht unter eine von ſeinen willkührlichen Klaſſen ordnen ließ.

Der erſte, der endlich eine beträchtliche Erweiterung der Theorie der Regierungsformen verſuchte, war Montesquieu. Das, was in ſei-

nem berühmten Werke von dem Geiste der Gesetze über diesen Gegenstand ganz neu und ihm völlig eigen war, bestand hauptsächlich in der Klassifikation der Regierungsformen nach ihren Prinzipien oder den Grundtriebfedern der bürgerlichen Handlungen; denn die Klassifikation selbst war bereits durch verschiedene Schriftsteller, und, unter den deutschen, vornehmlich durch Puffendorf und Wolf vermehret worden.

Der neue Eintheilungsgrund, worauf Montesquieu seine Klassifikation gebaut hatte, so reizend er, wegen seines systematischen Ansehens und der fruchtbaren Anwendung, die er versprach, immer scheinen mag, hat bisher zu unendlich vielen falschen und schiefen Beurtheilungen des Werthes der Regierungsformen Gelegenheit gegeben. Auch fand er gar bald sehr viele und heftige Gegner. Die Schriftsteller, welche unter einer uneingeschränkten Monarchie sich glücklich fühlten, glaubten die Regierungsform ihres Vaterlandes dadurch beschimpft, daß Montesquieu sie mit dem verhaßten Nahmen einer despotischen gebrandmarkt, und ihr keine andere, als die knechtische und niedrige Grundtriebfeder der Furcht übrig gelassen hatte; alle Bürger aber, die nicht in Republiken lebten, glaubten sich dadurch beleidigt, daß er die edelste Triebfeder menschlicher Handlungen, die Tugend, von allen monarchischen Regierungen aus-

ge-

geschlossen hatte. Man zeigte dem französischen Philosophen uneingeschränkte Regierungen, die eine so niedrige Triebfeder, als die Furcht, verschmähten, und erlauchte Bürger aufzuweisen hatten, deren politische Tugend nebst der Tugend der größten republikanischen Helden glänzen konnte. Man hätte ihm auch Republiken ohne Tugend, ja solche, wo die Furcht an die Stelle jeder edlern Triebfeder getreten war, zeigen können.

Der ganze Streit mußte wohl auf einem Mißverstande beruhen. Welcher war dieser? wie war ein unsystematischer französischer Philosoph, auf eine so systematische Eintheilung verfallen? Und was ist an dieser Eintheilung Wahres?

Um diese Fragen beantworten zu können, müssen wir in der Betrachtung der Regierungsformen etwas weiter hinaufsteigen; insonderheit müssen wir die Arten und Grade der Freyheit, die in einer jeden Statt finden, etwas genauer untersuchen.

Man wird darüber keine Entschuldigung von mir erwarten, daß ich einem mit Recht so allgemein verehrten Schriftsteller, als der Hr. von Montesquieu ist, widerspreche. Ich verehre die Talente und Verdienste dieses großen Mannes so sehr als jemand, und bin mir der Gründe mei-

ner Verehrung vielleicht beſſer bewußt, als viele, aus deren Munde ſein unbedingtes Lob erſchallt; allein dieſe Achtung wird dadurch nicht vermindert, daß ich ihn nicht für untrüglich halten kann. Nur die kindiſche Nationaleitelkeit unbedeutender Skribler, deren Lob gewiß einen Monteſquieu weniger, als der Tadel ſeiner großen Gegner, möchte geſchmeichelt haben, — nur eine ſolche Eitelkeit kann es für ein Verbrechen halten, den Meynungen ihrer großen Männer zu widerſprechen.

Es iſt ein ſehr gewöhnliches, aber, wie mich dünkt, ganz grundloſes Vorurtheil, daß die Freyheit der Bürger nur in den Republiken Statt finde, und zwar ein deſto größerer Grad derſelben, je mehr eine Regierungsform der Demokratie und ein deſto geringerer, je mehr ſie ſich der Monarchie nähert. Ich getraue mich nicht zu entſcheiden, ob dieſes Vorurtheil, wenigſtens in Deutſchland, aus dem Rahmen der Freyſtaaten, womit man die Repu...en beehrt, entſtanden ſey, oder ob das Vorurtheil zu dem Rahmen Gelegenheit gegeben habe. So viel iſt gewiß, daß eine geringe Kenntniß der ältern und neuern Staaten einen jeden unbefangenen Beobachter überzeugen kann, wie wenig eine gewiſſe Art der Freyheit mit der verſchiedenen Vertheilung der Macht in einem Staate, im Verhältniß ſtehe. In vielen alten und neuern Staaten, die man unter den freyen

ent-

entweder ganz oder zum Theil zu begreifen pflegt, ſind die Bürger in verſchiedenen ihrer Handlungen eingeſchränkt, in Anſehung welcher der Bürger der uneingeſchränkteſten Monarchie vollkommen frey iſt. In Sparta ſtand es niemand frey, ſeine Kinder ſelbſt und nach ſeinen eigenen Einſichten zu erziehen, in den Republiken des Schweizerbundes iſt die Freyheit zu denken und zu ſchreiben geringer, in Großbrittannien ſind die Auflagen ſchwerer und die Strafen härter, als in ſehr vielen bekannten uneingeſchränkten Monarchien; es iſt nicht ſelten, daß ein Bürger dieſer Staaten ſein freyes Vaterland verläßt, um die Freyheit in einem Lande zu ſuchen, das von einem unumſchränkten Monarchen beherrſcht wird.

Man ſagt: dieſe Geſetze, welche die Freyheit ſo ſehr einſchränken, werden von dem Bürger, der ſich ihnen unterwirft, ſelbſt gemacht, und in dieſer Theilnehmung an der Geſetzgebung beſteht ſeine Freyheit. Das iſt richtig. Alsdann muß man aber zwiſchen Freyheit und Freyheit einen Unterſchied machen, und dieſen Unterſchied glaub ich am beſten durch die Eintheilung der Freyheit in die politiſche und die bürgerliche ausdrücken zu können. Die griechiſchen Schriftſteller, denen alle folgenden Politiker nachphiloſophirt haben, konnten dieſen Unterſchied nicht ſo leicht faſſen, da in ihrer Sprache politiſch und

bürgerlich einerley war. Die neueren europäischen Sprachen haben ihn ausgedruckt, aber kein Schriftsteller hat ihn, so viel ich weiß, genau bestimmt, oder sorgfältig und glücklich angewendet; man hat alle politischen Träume des Alterthums über die Freyheit der Regierungsformen nachgeschwatzt, als wenn ein solcher Unterschied nie in der Welt gewesen wäre.

Was ist also bürgerliche Freyheit? — Nichts anders als das Recht in Ansehung der Handlungen, die nicht durch die Gesetze des Staates bestimmt sind, zu thun und zu lassen, was mir gut dünkt. Je mehr meiner Handlungen durch die bürgerlichen Gesetze bestimmt sind, desto geringer ist meine bürgerliche Freyheit, je weniger, desto größer ist sie. Wenn in einer Republik eine Armentaxe wäre, die mir einen bestimmten Beytrag zu den Armenanstalten auflegte, so würde in dieser Republik, wenn sonst alles übrige gleich wäre, die bürgerliche Freyheit um so viel geringer seyn, als in der unumschränktesten Monarchie, worin es die Gesetze meiner Wohlthätigkeit überließen, wie viel ich zur Erhaltung meiner armen Brüder verwenden will. Die Erfahrung lehrt, daß es in den Staaten, die man freye nennt, unendlich viel solcher Gesetze giebt, die die bürgerliche Freyheit einschränken, und wovon man in den unumschränktesten Monarchien nichts weiß. Die Re-

Regierungsform hat also auf die bürgerliche Freyheit keinen nothwendigen und unmittelbaren Einfluß; die sogenannten Freystaaten sind nicht immer bürgerlich freyer, als die monarchischen. Sind sie es aber politisch?

Was ist die politische Freyheit? — Die Theilnehmung an der Souverainität. Je mehr Bürger in einem Staate an dieser Theil nehmen, desto größer ist seine politische Freyheit, je weniger, desto geringer ist sie. Sie ist daher größer in den Wahl-Aristokratien, als in den erblichen, noch grösser in den Demokratien als in beyden, und am größten in denjenigen Demokratien, wo es keinen Unterschied unter den Staatsgliedern giebt, wo alle Familienhäupter Staatsbürger und unter einander vollkommen bürgerlich gleich sind. Ob es jetzt unter den europäischen Staaten solche vollkommne Demokratien gebe, will ich nicht entscheiden; mir ist wenigstens keine bekannt. Viele, die es anfangs gewesen sind, haben bald aufgehört es zu seyn; sie haben sich der Aristokratie genähert, ohne daß man ihnen Usurpation und Gewaltthätigkeit vorwerfen könnte. Der kleine Staat hat sich erweitert, es haben sich neue Einwohner eingefunden, die es sich gefallen ließen, auf die Rechte der Staatsbürger Verzicht zu thun, und ohne Antheil an der Souverainität sich dem Staate einverleiben zu lassen. So hieß Genf bis auf die letzte Revolution

noch immer eine Demokratie, obgleich der Souverain bey weitem nicht aus dem ganzen Volke bestand.

Es kann vielleicht zu einiger Erläuterung des Unterschiedes der bürgerlichen und politischen Freyheit dienen, wenn wir sie mit der Freyheit der menschlichen Seele selbst vergleichen. Unsere freyen Handlungen müssen wir thun und lassen können, und, wenn wir uns zu einem von beyden entschliessen, so müssen wir uns in unserer Entschließung selbst bestimmen. Haben wir uns bestimmt: so steht es nun nicht mehr in unserer Gewalt, das Gegentheil zu thun; das hindert aber nicht, daß wir uns nicht frey fühlen sollten. Was dieses Vermögen sich selbst zu bestimmen in der Freyheit der menschlichen Seele ist, das ist für den Bürger die politische Freyheit; was hingegen in der Seele das Vermögen ist, Handlungen, die frey sind, nach Gefallen thun und lassen zu können, das ist in dem Staate die bürgerliche Freyheit, oder das Recht, in demjenigen, worüber die Gesetze nichts festgesetzt haben, nach eigenem Gutdünken zu handeln. So wie beyde Theile zu der Freyheit der Seele gehören, so ist auch der größte Grad der politischen und bürgerlichen Freyheit, die das Wohl des Staats zuläßt, der größte Grad der Freyheit, die einem Bürger zu Theil werden kann.

Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß oft der Grad der bürgerlichen Freyheit im umgekehrten Verhältniſſe mit dem Grade der politiſchen ſteht. Wenn das Bewußtſeyn ſeiner Unabhängigkeit dem Gefühle der Einſchränkung ſeiner bürgerlichen Freyheit einen großen Theil ſeiner Bitterkeit nimmt, ſo iſt es ein großer Beweis des Wohlwollens und der Weisheit einer monarchiſchen Regierung, wenn ſie die bürgerliche Freyheit ſo wenig als möglich, und weniger als es die Republiken thun, einſchränkt, wenn ſie ihre Geſetze durch den höchſten Grad der Vortreflichkeit empfiehlt, und auf ſolche Art beweiſet, daß ſie die geſetzgebende Macht verdient, und daß es die Unterthanen nicht bedauren dürfen, ihr dieſe Macht anvertraut zu haben. Und können ſich nicht die aufgeklärteſten Monarchien einer Geſetzgebung und Staatsverwaltung rühmen, die die Geſetzgebung und Staatsverwaltung mancher Republiken übertrift? wer kann der preußiſchen Monarchie dieſen Ruhm abſprechen? Indeß der Gebrauch nennt einmahl die Staaten freye, in denen mehrere an der Souverainität Antheil haben.

Von ſolchen Staaten nun, in denen der Souverain aus mehrern Perſonen beſteht, ſie mögen übrigens Demokratien oder Ariſtokratien ſeyn, — von ſolchen Staaten behauptet Mon-

Montesquieu, daß die Grundtriebfeder der Handlungen ihrer Bürger die Tugend sey. Welcher Bürger? und welche Tugend?

Giebt es in den Republiken auch Bürger, die keinen Antheil an der Souverainität haben, oder keine Staatsbürger (Citoïens) sind, so haben die in diesem Falle vor den Bürgern einer Monarchie nichts voraus; Beyde gehorchen Gesetzen, die sie nicht gegeben haben. Wie kann also in der Verschiedenheit der Regierungsform, worunter sie leben, ein Grund liegen, daß sie aus verschiedenen Grundtriebfedern handeln, diese bloß aus Ehre und jene aus Tugend? Die Grundtriebfeder der Tugend kann also blos auf die eigentlichen Staatsbürger wirken.

Aber welche Tugend? — Die moralische? Wir müssen hier unter der moralischen Tugend die Gesinnung verstehen, das wahre Gute ohne fremde Bewegungsgründe, ohne Erwartung einer zufälligen Belohnung, zu thun, und das Böse ohne Furcht vor einer zufälligen Strafe, zu unterlassen. Dann ist die reine Menschenliebe, die, zufrieden durch sich selbst, durch die unausbleibliche Seeligkeit eines guten Gewissens, einer gegründeten Ruhe der Seele und einer erleuchteten Selbstschätzung, belohnt zu werden, keinen anderen Lohn, auch

nicht

nicht einmahl den für edle Seelen so erwünschten, so verdienten aber so zufälligen und mißlichen Lohn der Ehre sucht, — diese edle reine Menschenliebe ist allein die moralische Tugend. Sollte diese nur den Staatsbürgern einer freyen Republik eigen seyn? Sollte es außer dem Schooße des regierenden Staatskörpers kein Herz geben, das mit den Leiden und Freuden seiner Brüder sympathisirte, das von edlem Eifer glühete, ihre Leiden zu vermindern, und ihre Freuden zu vermehren? Die Erfahrung sagt das nicht. Sollten hingegen alle Glieder des regierenden Staatskörpers diese edelsten unter den Sterblichen seyn? Was machte sie dazu? Wenn sie die Herrschaft dazu macht, warum sind nicht alle Fürsten die höchsten Ideale moralischer Tugend?

Ohne Zweifel hat also Montesquieu unter Tugend die politische verstanden *), oder die Tugend, die nicht das Wohl der Menschheit, die das Wohl des Staats zum Gegenstande hat, die Vaterlandesliebe, den Patriotismus. Ist diese dem Staatsbürger der Republiken ausschließend eigen, belebt sie die Herzen jedes Republikaners, und sind die bewunderten Thaten der berühmtesten Republiken der alten und neuen Welt die Frucht einer rei-

*) Das hat er wirklich S. Espr. des Loix L. III. Ch. 5. n. (1.).

reinen, unvermischten Tugend? Der französische Philosoph meynt, in einer Monarchie könne man die Tugend entbehren; denn die Ehre trete an ihre Stelle. Ich gestehe, daß ich mir keine wahre Ehre in irgend einer Monarchie denken kann, die nicht das Daseyn tugendhafter Gesinnungen voraussetzte, und die falsche ist für das Wohl des Staates unbrauchbar. Die Ehre ist der Wiederschein von dem Urtheil über Werth und Verdienst: wo verdienstvolle Handlungen geehrt werden, da müssen tugendhafte Gesinnungen seyn; denn unsere Urtheile von dem Werth der Dinge richten sich nach unsern Gesinnungen. Wenn also ein Freystaat durch den Mangel tugendhafter Gesinnungen untergeht, so kann auch eine Monarchie ohne Tugend ihrem politischen Tode nicht entgehen, man mag die Triebfeder der Ehre mit noch so viel Ordenszeichen zu beleben suchen. Ist der Ausspender dieser Ehrenzeichen von keiner erleuchteten Vaterlandsliebe erwärmt, so wird der verdiente Patriot nackt dastehen, und die Zeichen der Würde werden an den Werkzeugen der Wollust, der Verschwendung, und der Tyranney entheiligt werden; die Opernsänger werden zu Rittern geschlagen, eine Lieblingsarie erwirbt das Ehrenzeichen, das dem Patrioten versagt wird, und die Tugend, weil doch ihr Nahme in der Sprache bleibt, muß, wie die italienische Virtù, Statt des Helms und des Speers, mit

der

der Geige in der Hand vorgestellt werden. Es ist wahr, die Nation wird vielleicht gegen diese Entweihungen der Würden ihre Stimme erheben, das Ordensband wird den Unwürdigen nicht vor verdienter Schande schützen, und das gerechtere Volk wird das Ehrenzeichen dem zurückgesetzten Patrioten zuerkennen, die unpartheyische, unbestochene und freywillige Verehrung der Bürger, wird ihn trösten, daß er nicht mit Denkmahlen der Knechtschaft geschändet ist. Aber dann ist der Funke der Tugend in dem Herzen des Volkes, und in der Brust des Patrioten, der sich, auch unbelohnt, dem Wohl seiner Mitbürger aufopfert.

Wollte man indeß die Sache noch am besten setzen, sollte Ehre und Tugend stets einander zur Seite gehen, so würde es doch vergeblich seyn, das Wohl des Staats bloß von der Tugend zu hoffen, die durch die Ehre geweckt wird. Wehe dem Staate, der keine andere Tugend in seinem Innern pflegt, als die durch den Hauch der Ehre angefacht, und auf das Gerüste der Würden zur Schau gestellt wird. Zum Glück für die Menschheit erwartet das Herz diesen belebenden Hauch nicht immer, um für die angebohrne Schönheit der Tugend erwärmt zu werden. Die moralische Tugend findet in einem unverdorbenen Volke Verehrer, die ihr im Verborgenen huldigen, unge-

se-

ſehen ihrer Pflicht getreu ſind, und mit dem Eifer ihrer Menſchenliebe ihren nächſten Gegenſtand, ihr Vaterland und ihre Mitbürger, umfaſſen. Ohne dieſe unbemerkte und unbelohnte Tugend, die in allen Ständen wirkſam iſt, in den höchſten mit Gerechtigkeit richtet, mit Eifer und Thätigkeit anordnet, in den niedrigſten mit Geduld gehorcht, durch Fleiß erſchafft, durch Wirthſchaft und Frugalität erhält, und durch Wohlthun mittheilt, ohne dieſe Tugenden müßten ſelbſt die mächtigſten Reiche ihrem Untergange noch näher ſeyn, als ſie die Verſchwendung, die Unthätigkeit, Weichlichkeit und Ungerechtigkeit eines laſterhaften Hofes zu bringen ſtrebt. So ſeicht iſt die kleine Politik, gegen deren Vorurtheile ſelbſt ein Montesquieu ſich nicht genug bewafnet hat, — die Politik, die zu der Glückſeligkeit der Staaten die Tugend entbehren zu können glaubt, und ihren Mangel mit einer Kraft zu erſetzen hoffet, die, gleich einem Hebel ohne Ruhepunkt, ohne Tugend die patriotiſche Thätigkeit nie in Bewegung ſetzen kann.

Doch vielleicht ſoll in der blühenden Monarchie die Tugend nur von der Ehre unterſtützt werden; der patriotiſche Monarch ſoll ſie austheilen, um, bald zu gemeinnützigen Unternehmungen zu beleben, bald den Antrieb der Tugend zu vermehren, und ihre Aufopferungen zu erleichtern. — Alsdann

dann iſt ſie aber keine charakteriſtiſche Triebfeder der Monarchien. Auch die Freyſtaaten bedienen ſich dieſes Mittels, die politiſche Tugend bald zu verſtärken, bald zu erſetzen. Auch in den unberühmteſten ſind obrigkeitliche Würden der Preis, der den verdienten Bürger belohnen und alle zu gleichem Verdienſt aufmuntern ſoll. In den Republiken des Alterthums waren dieſe Ehrenbelohnungen vielleicht häufiger und glänzender, als in unſern Monarchien. Triumphe, öffentliche Denkmahle in Bildſäulen, Gemälden, Inſchriften, Ehrenkronen von Lorber oder Eichenlaube vertraten reichlich die Stelle unſerer Sterne, Kreutze und Ordensbänder. Ein Eichenkranz ſcheint freylich ein unbedeutendes Ding zu ſeyn, allein als Zeichen der Ehre vor den Augen ſeiner Mitbürger konnte er eben ſo gut die Begierde des Ehrgeitzes erregen, als unſere beneideten Ordensbänder; für den Ehrgeitz macht es keinen Unterſchied, daß der Kranz auf einem Baume wächſt, und das Band das Werk des Webers iſt. Werden dieſe Ehrenzeichen zu ſehr vervielfältigt, ſo daß ſie aufhören das größere Verdienſt zu unterſcheiden, werden ſie nicht dem Verdienſte, ſondern blos der Geburt, der Schmeicheley und nichtswürdigen Talenten zuerkannt, ſo verliehren ſie ihre Wirkung ſo gut in den Republiken als in den Monarchien; es iſt einerley, ob ſie an einem Sophiſten oder an einem Opernſän-

ger entweyht werden. Die hundert goldenen Bildsäulen des Demetrius Phalereus beweisen so gut den Mangel der politischen Tugend, als die Kisten mit Ludwigskreutzen, die ein Befehlshaber auf seinen Feldzügen mit sich herumführt.

Der Gedanke des französischen Philosophen scheint also der zu seyn: in einem Staate, wenn er blühen soll, muß der herrschende Theil politische Tugend besitzen, die Beherrschten werden durch die Triebfeder der Ehre, die von den Herrschern gehandhabt wird, zu der Beförderung des öffentlichen Wohls angetrieben; in den Monarchien braucht diese Tugend das Antheil weniger, in den Republiken muß sie das Antheil vieler seyn, das Antheil aller Staatsbürger, oder aller, die Glieder der Souverainität sind. Warum kann sie aber nicht auch das Antheil der Unterthanen seyn? — Man kann gestehen, daß die politische Tugend in den eigentlichen Staatsbürgern mehr Nahrung finde, um zu einem beträchtlichen Wachsthume zu gedeihen, ob es gleich bey weitem nicht folgt, daß sie immer wirklich dazu gedeihe. Indem der bloße Unterthan, es sey einer Republik, oder einer Monarchie, von den Berathschlagungen bey den Staatsgeschäften ausgeschlossen ist, so kann er auch für das Wohl seines Vaterlandes nur in ei-

einer eingeſchränktern Sphäre thätig ſeyn. Er kann ihm nicht immer mit ſeinen Einſichten dienen, weil er nicht kann zu Rathe gezogen werden, und es würde ihm auch an dieſen Einſichten fehlen, weil er nicht in den öffentlichen Geſchäften geübt iſt, nicht durch die Berathſchlagungen und durch die Gründe, womit die ſtreitenden Partheyen in ihren Debatten ihre Meynungen unterſtützen, belehrt wird, nicht Gelegenheit hat, ſich ſelbſt zur Unterſtützung ſeiner Meynung und der Widerlegung ihrer Gegengründe anzuſtrengen. Eben ſo natürlich iſt es, daß er ſich für öffentliche Maaßregeln nicht ſo ſehr intereßiren kann, deren Bewegungsgründe ihm unbekannt ſind, und für die ihn nicht das Bewußtſeyn, dazu mitgewirkt zu haben, dasjenige Intereſſe giebt, das wir allemahl für alles haben, zu deſſen Daſeyn wir mitwirken.

Indeß dieſe Maaßregeln werden bald durch ihren glücklichen Ausgang gerechtfertigt, der Bürger genießt die glorreichen Früchte ihrer Ausführung, er faßt Vertrauen zu der Weisheit, der Gerechtigkeit, und der Tugend der Regenten, ſein Nationalſtolz erwacht, er fühlt den Antheil von Glückſeligkeit und Ruhm, der aus dem Wohl des Ganzen auch auf ihn herabgeleitet wird, er fühlt ſich angefeuert, zu dieſem Wohl mitzuwirken, ihm alles, und, wenn es ſeyn muß, auch ſein Leben auf-

zuopfern. Hier hängt freylich alles von dem Vertrauen auf die Weisheit und Tugend der Regenten ab; aber wehe auch dem Staate, dessen Regenten durch ihre Unwissenheit, Ungeschicklichkeit, Thorheit und Laster das Mißtrauen der Unterthanen rechtfertigen! In diesem Falle kann weder die Triebfeder der Tugend noch der Ehre den Unterthanen zu bürgerlichen Handlungen beleben, in diesem Falle kann die niedrige, knechtische Triebfeder der Furcht allein wirksam seyn. Alsdann aber ist die Regierung verdorben, ihre Form mag republikanisch oder monarchisch seyn.

Dieß führt uns auf die Idee, die uns Montesquieu von dem Despotismus oder der despotischen Regierungsform giebt. Eigentlich ist der Despotismus keine eigene Regierungsform, er ist die Verderbung der Regierung in allen Formen. Die Unvernunft haut den Baum um, dessen Früchte sie genießen will, sie mag die Unvernunft des Volks, der Aristokraten oder des Monarchen seyn. Der Despot, er mag der vielköpfige Despot einer Demokratie, oder der Einköpfige einer Monarchie seyn, wird also in seinen Handlungen nicht durch die Betrachtung des öffentlichen Wohls geleitet. Wenn man die Menschen nicht für Ungeheuer halten will, die mit Wissen und Willen Böses thun, um Böses zu thun, so muß man annehmen, daß

sie

sie es aus Unverstand oder aus Leidenschaft thun. Die letztere Quelle des Bösen läßt sich auf die erstere zurückführen; denn eine geübte und wohl unterrichtete Vernunft wird der Leidenschaft nicht leicht Raum lassen, ja sie wird, wenn sie, wie das bey Menschen nicht unmöglich ist, Ursach haben sollte, die Ueberraschung der Leidenschaft zu besorgen, schon zum voraus Anstalten treffen, den schädlichen Einfluß dieser Ueberraschungen zu hindern.

Der Regent in einer unverdorbenen und aufgeklärten Monarchie wird der Regierung des Staats Männer vorsetzen, deren Einsichten ihn in dem Gebrauche der Macht leiten können. Es werden Anstalten vorhanden seyn, worin eine hinlängliche Anzahl solcher Männer, deren Geschicklichkeit der Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit der Geschäfte gewachsen sind, können gebildet werden. Er wird bey der Wahl dieser Männer in den niedrigen Posten das Urtheil seiner höhern Räthe hören, und wenn der unwissende rohe Despot den Küchenknecht und Holzträger zur Würde eines ersten Ministers erhebt, so wird der aufgeklärte Monarch die höhern Staatsbedienungen nur solchen Männern anvertrauen, deren Geschicklichkeit und Redlichkeit sich bereits in den niedrigern Aemtern bewährt hat. Er wird sich der aufgeklär-

ten Vernunft ſolcher Räthe bedienen, um beſtändige und bleibende Geſetze zu machen, und er wird es ihnen als eine Pflicht auflegen, dieſen Geſetzen zu folgen, ja ſelbſt durch ihre Vorſtellungen allen Ueberraſchungen des Irrthums, der Uebereilung und der Leidenſchaft, von denen auch ein Fürſt nicht frey ſeyn kann, zuvor zu kommen. So hat die höchſte Macht alles gethan, um mit Einſicht und Vernunft zu handeln, ihr Verſtand ſieht das Wohl des Staates, und ihr Wille kann nichts anders wollen; die Geſetze und ihre Handhaber verſichern den Bürger, daß ihre Verfügungen weder das Werk der Unvernunft, noch des Eigenſinns, noch der Uebereilung, noch der Leidenſchaft ſind; er kann zu einer ſo aufgeklärten und wohlgeſinnten Regierung ein gegründetes Vertrauen faſſen.

Das iſt das Bild einer unverdorbenen unumſchränkten Monarchie, wie iſt das Bild, das Monteſquieu von der deſpotiſchen Regierungsform macht, von dieſem verſchieden? — Nicht weiter, als wie ein unwiſſender und laſterhafter Menſch von einem aufgeklärten und tugendhaften verſchieden iſt. Sein deſpotiſcher Staat iſt ein Volk, dem ſeine Rohigkeit in ſeinem kriegeriſchen und thätigen Zuſtande, Kraft, Muth und Nerven gab, das ſeine Rohigkeit aus dieſem Zuſtande der Thä-

tig-

tigkeit, in den Zuſtand der Ruhe, der Wolluſt und der Weichlichkeit übergetragen, und nun die Laſter dieſes neuen Zuſtandes mit der Rohigkeit und allen andern Unvollkommenheiten des vorigen verbunden hat. Der Verluſt ihres rohen Muthes iſt durch keine Taktik und Kriegeszucht erſetzt, der Verluſt der Einfalt der Sitten durch keine Künſte des Friedens, durch keine weiſe und wachſame Polizey, die Ausübung der Gerechtigkeit durch keine Geſetze, Formalitäten und Rechtskenntniß gegen Gewalt, Eigenſinn und Uebereilung geſichert, die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte an keine Regeln einer vernünftigen Staatswirthſchaft gebunden, die, ſtatt die Quellen des öffentlichen Reichthums zu verſiegen, ſie ergiebiger zu machen weiß. In einer ſolchen Regierung muß freylich Unſicherheit, Gewaltthätigkeit und willkührlicher Gebrauch der Macht, an die Stelle der Ordnung, Sicherheit und Freyheit treten, da kann der Bürger, wenn er noch dieſen Nahmen verdient, vor der Weisheit, Tugend, Liebe und Kenntniß des öffentlichen Wohls bey den Regenten keine Achtung haben, da muß Furcht das ausrichten ſuchen, was in einer unverderbenen unumſchränkten Monarchie, Tugend und Ehre freywillig ausrichtet.

Die Furcht ist also nicht die Grundtriebfeder einer besondern Art der Regierungsformen, sie ist es von allen, so bald sie verdorben sind. Und sie können alle verdorben werden. Die Aristokratie, wenn die höchste Gewalt in die Hände eines Haufens roher Barbaren fällt, wie in Algier, die Demokratie, wenn, wie in den letzten Zeiten der römischen Republik, die Gewaltthätigkeit eines wütenden Pöbels, die Volksberathschlagungen mit den Waffen in der Hand entscheidet, die willkürlichste Gewalt ausübet, ohne Gesetze über Eigenthum und Leben schaltet, und den Bürger ihrer Leidenschaft aufopfert. Unvernunft, Unordnung, Gesetzlosigkeit, willkürliche Gewalt, öffentliches Elend kann in allen Regierungsformen an die Stelle der Weisheit, der Ordnung und des öffentlichen Wohls treten, es wird einerley seyn, ob ein Cicero unter dem Mordschwerdte der römischen Lazaroni fällt, oder ob ihm ein Sultan den seidenen Strick zuschickt. Die Furcht ist also die Grundtriebfeder der asiatischen Monarchien, die Montesquieu ohne Zweifel bey seiner Schilderung der unumschränkten Monarchie zum Urbilde genommen hat, nicht weil sie unumschränkt, sondern weil sie die Regierungen roher, unwissender Barbaren sind.

Montesquieu hat demnach seine Eintheilung der Regierungsformen auf einen unsichern Grund ge-

gebaut, die Charaktere, wonach er sie unterscheidet, sind unsichere, zufällige und unwesendliche Kennzeichen, sie sind, um es kunstmäßig auszudrucken, keine eigenthümliche Eigenschaften der Regierungsformen.

Ich habe nur die ersten Grundlinien eines wohlregierten Staates zeichnen können; Männer von größern praktischen Kenntnissen, als ich haben kann, werden das ganze Bild leicht weiter ausmahlen können *). Diese Grundlinien werden indeß zureichen, uns mehrere Kennzeichen an die Hand zu geben, wonach sich der Grad der Vollkommenheit einer Regierung schätzen läßt; sie werden uns die Maaßregeln bestimmen, wonach ihre Vortreflichkeit vermehrt werden kann. Wir haben gesehen, daß alle Uebel der verdorbensten Regierungen aus der rohen Unwissenheit und den blinden Leidenschaften der Regenten, verbunden mit der sinnlosen Knechtschaft der Unterthanen entsprangen. Es ist also der unleugbare Vortheil der Regenten und der Unterthanen, daß sie beyde aufgeklärt werden. So wie diese Aufklärung bey den Regenten zunimmt, so wie die Regenten mit den wahren Grundsätzen der Regierungskunst, mit den Rechten und den Bedürf-

*) Es ist bereits geschehen in des Königl. Staats- und Cabinetsministers Freyherrn von Hertzberg vortreflichen Abhandlung über die beste Regierungsform.

dürfnissen des Menschen bekannter werden, so wie sie einsehen lernen, daß die Glückseligkeit der Bürger ihre eigene Glückseligkeit, der Ruhm ihres Reiches ihr eigener Ruhm, und die Stärke ihrer Staaten ihre eigene Stärke ist, so wie sie sich überzeugen, daß diese Glückseligkeit, Ruhm und Stärke nicht ohne Freyheit, Gerechtigkeit, Ordnung, Thätigkeit, Bereitwilligkeit Rath zu hören und gutem Rathe zu folgen, erhalten werden kann: so werden sie durch Gerechtigkeit, Ordnung, Thätigkeit, und Achtung für die Rechte ihrer Unterthanen ihre Staaten zu beglücken suchen. Wie sehr muß also dem Bürger an der Aufklärung seiner Regenten gelegen seyn; wie sehr muß er aus allen Kräften dazu beyzutragen suchen! Wie sehr aber auch dem Regenten an der Aufklärung der Bürger! Wenn sie ihn nöthigt gerecht zu seyn, so überhebt sie ihn auch der traurigen Nothwendigkeit despotisch zu befehlen. Denn nicht allein wird der aufgeklärte Bürger durch Kunstfleiß, einsichtsvolle Betriebsamkeit, durch Erfindungen in den Künsten und Wissenschaften den Wohlstand und den Ruhm seines Vaterlandes vermehren, er wird auch in den Händen der regierenden Weisheit ein willigeres und geschickteres Werkzeug zur Ausführung ihrer patriotischen Absichten seyn; er wird die Maaßregeln derselben richtiger beurtheilen, und aus Vaterlandsliebe den Befehlen des Regenten zuvorkom-

kommen, auch das unbefohlne Gute thun, und das befohlne beſſer thun, ja auch da zum Wohl des Ganzen wirkſam ſeyn, wohin keine menſchlichen Befehle reichen können. Die Furcht, daß der aufgeklärte Bürger nicht ſo gut gehorchen werde, als der rohe, iſt Tyrannenfurcht, — Furcht kleiner und großer, hoher und ſubalterner Tyrannen, die aus Unvernunft und Ungeſchicklichkeit, Unterdrückung und Ungerechtigkeit für nothwendige Maſchinen der Regierungskunſt halten, und zum Gebrauche dieſer Maſchinen der Nacht der Unwiſſenheit bedürfen. Die knechtiſche Dummheit der Bürger ſcheint freylich die Handgriffe einer mechaniſchen Regierungskunſt ſehr zu erleichtern; die Geſchäfte ſcheinen einfacher und unverwickelter fortzugehen, wenn man die ſinnloſen Sklaven gleich ſtummen Thieren vor ſich her treiben kann; aber was kann auch der Regent mit ſinnloſen Sklaven ausrichten, und wie oft haben ſie ihre vernunftloſen Kräfte gegen die Hand gekehrt, die ſie nach ihren Abſichten führen wollte?

Ein Reich kann alſo nur in dem Maaße glücklich, ruhmvoll und blühend ſeyn, als ſeine Regenten und Bürger aufgeklärt und tugendhaft ſind, und das glücklichſte wird das aufgeklärteſte und tugendhafteſte ſeyn. Dies gilt nicht bloß von den Republiken, es gilt auch von den unumſchränkteſten

testen Monarchien. Wenn Glückseligkeit der Wunsch aller Menschen ist, und wenn Glückseligkeit nur das Werk der Weisheit und der Tugend seyn kann: so kann die Tugend und Weisheit des Monarchen den Mangel aller politischen Freyheit ersetzen; der Wille aller aufgeklärten und tugendhaften Bürger wird der seinige, und sein Wille der Wille aller aufgeklärten und tugendhaften Bürger seyn.

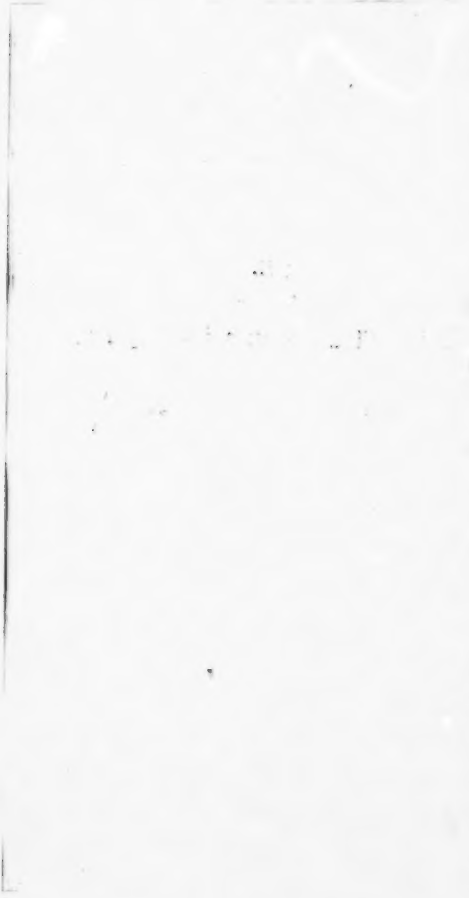
II.

Ueber

die Allgemeinheit

der

französischen Sprache.



Der Vorzug, den seit geraumer Zeit die französische Sprache genießt, die allgemeine Sprache der höhern Stände in dem ganzen kultivirten Europa zu seyn, erregt eben so natürlich den Neid der Fremden, als den Stolz derjenigen, deren Muttersprache sie ist. Beyde haben ein gleiches Interesse die Ursachen dieses Vorzuges zu untersuchen, und jeder erwartet ohne Zweifel, daß diese Untersuchung zu seinem Vortheil ausfallen werde. Der unpartheyische Philosoph, der den Ursachen der Begebenheiten bloß zur Befriedigung seiner Wißbegierde nachforscht, sieht dem Ausgange seiner Untersuchungen ohne Unruhe entgegen; er hat seinen Zweck erreicht, wie sie auch ausfallen mögen.

Welches sind die Ursachen der allgemeinen Ausbreitung der französischen Sprache in Europa?

Ich bin es mir bewußt, daß ich mich zu der Beantwortung dieser Frage, mit eben der unbefangenen Unpartheylichkeit begebe, womit sich nur immer ein Geometer zu der Auflösung einer Aufgabe

gabe aus der Analyſis begeben mag. Wenn die folgende Behandlung meines Gegenſtandes von dieſer Unpartheylichkeit nicht ſelbſt zeugt: ſo werden alle meine Verſicherungen vergeblich ſeyn. Ich wende mich alſo zur Sache ſelbſt.

In den Fällen, wo ein Volk ſeine Sprache durch Eroberung ausbreitet, iſt die Frage leicht beantwortet. So iſt durch den Alexander die Griechiſche, durch die Römer die Lateiniſche und durch die Kalifen die Arabiſche Sprache in Aſien eingeführt worden. Wenn eine ſolche Einführung auch nicht immer allgemein und mit dem Untergange der urſprünglichen Volksſprache verknüpft war; wenn die Sprachen des Landes auch nicht durch Verpflanzung der Einwohner, durch die Religion oder die Befehle des Eroberers ganz ausgerottet wurden: ſo machte doch der Verkehr mit den neuen Herrn, ihre Regierung, ihre Geſetze die Aufnahme ihrer Sprache bey einem großen Theile der Einwohner nothwendig. Daß dieſes nicht der Weg ſey, auf dem ſich die franzöſiſche Sprache in den Reichen von Europa Eingang verſchaft habe, bedarf keines Beweiſes. Wohl aber verdient es einige Unterſuchung, ob die Auflöſung unſerer Frage mehr Grund habe, die man faſt allgemein als hinreichend annimmt, daß nehmlich die franzöſiſche Sprache ſeit der Widerrufung des Edikts von Nan-

Nantes mit der Ausbreitung der vertriebenen Reformirten außer den Gränzen von Frankreich über Europa sey ausgebreitet worden.

Diejenigen, welche diese Begebenheit, die in den Jahrbüchern von Frankreich ewig ein Fleck der Regierung Ludewigs des vierzehnten bleiben wird, zur einzigen Ursach einer so sonderbaren Erscheinung annehmen, müssen voraussetzen, daß vor derselben die französische Sprache noch nicht über die Gränzen ihres Landes gekommen war. Wie wenig diese Voraussetzung mit der Geschichte übereinstimme, wird aus dem Verfolge unserer Untersuchung erhellen. Wir wollen sie indeß hier annehmen; wird sich aber die Erscheinung, deren Ursach wir suchen, hinlänglich daraus erklären lassen?

Man kann wohl schwerlich den Grundsatz annehmen, daß fremde Kolonisten, wenn sie sich in einem Lande neben den alten Bewohnern desselben niederlassen, ihre Sprache ihren neuen Mitbürgern mittheilen werden, zumahl wenn sie im Verhältniß gegen diese nur eine geringe Anzahl ausmachen. Wenn wir nun die Stärke der französischen Kolonien z. B. in den preußischen Staaten noch so beträchtlich annehmen; so werden sie schwerlich nur den fünfhundertsten Theil der gesammten Bevölkerung ausmachen. Eine Kolonie, die in einem

fremden Lande verhältnißmäßig so gering ist, wird, wenn nicht andere Umstände dazwischen kommen, anstatt ihre Sprache den Eingebohrnen mitzutheilen, vielmehr dieselbe gegen die Sprache ihres neuen Vaterlandes vertauschen müssen. Daß dies der gewiße Erfolg ihrer Einverleibung in den fremden Staat seyn werde, davon brauchen wir uns nicht erst durch spitzfindige Gründe zu überzeugen, die Erfahrung selbst hat es bereits bestätigt. Es giebt in der Churmark einige Dörfer, die ganz mit Koloniſten aus dem Païs de Vaud beſetzt worden ſind, und deren Einwohner ihre franzöſiſche Mutterſprache bereits in dem erſten Geſchlechte gegen die Landesſprache vertauſcht haben. Sie haben zwar aus der Erſtern verſchiedene Wörter in ihr Deutſches gemiſcht, aber ſo, daß ſie den franzöſiſchen Urſprung dieſer Wörter längſt vergeſſen haben, und ſie, ſo gut als ihre deutſchen Nachbarn, aus dem Deutſchen herleiten. So nennen ſie ihre Miſtbeete Kutſchen und denken dabey blos an die Aehnlichkeit dieſes Wortes mit dem Namen, den die Karoſſen im Deutſchen haben, ohne ſich die Ableitung von dem franzöſiſchen Couches einfallen zu laſſen. Sie haben den Namen ihrer Dörfer Beauregard längſt in Burengaren (Baurengarten), und Vevai in Wehe! Wehe! verwandelt, für die ſie in der deutſchen Sprache eine ſo leichte und natürliche Ableitung finden. Was iſt natürlicher, als ein Dorf von den

den Gärten der Bauren zu benennen, und über ein Dorf, das in einer ſandigten Gegend liegt, das Wehe! auszurufen?

Die franzöſiſche Sprache hat alſo ihre Aufnahme weder der Eroberung noch der Einwanderung zu verdanken. Was kann ſie dann veranlaßt haben?

Ich weiß nicht, ob man noch mehr, als drey andere Urſachen wird finden können, warum eine fremde Sprache außer den Gränzen ihres Landes aufgenommen wird. I. Ihre Vortreflichkeit. II. Die größere Kultur derſelben, und die gröſſere Kultur des Volkes, deſſen Mutterſprache ſie iſt, und III. der politiſche Einfluß dieſes Volks auf diejenigen, die ſeine Sprache annehmen. Alle dieſe Urſachen ſind zuſammen gekommen, die franzöſiſche Sprache zu der Allgemeinheit zu verhelfen, der ſie genießt; und ſie mußten alle zuſammen kommen, wenn ſie die allgemeine Sprache von Europa werden ſollte.

I. Wenn auch der Vorzug, den man einer Sprache vor den übrigen beylegt, nicht immer eine Folge des Vorurtheils und der Partheylichkeit iſt; ſo beruhet ihre Schätzung doch gemeiniglich auf unrichtigen und unbeſtimmten Begriffen von den innern Vollkommenheiten einer Sprache. Ehe man alſo ein gründliches Urtheil darüber fällen

kann, muß man ſich erſt über die Vollkommenheiten vereinigt haben, die den Werth einer Sprache beſtimmen. Dies iſt der erſte nothwendige Schritt, den man in dieſer Unterſuchung thun muß, aber er führt uns noch nicht ans Ziel. Wir ſchätzen den Werth einer Sache nach der Abſicht, wozu wir ſie gebrauchen wollen, Wenn ſie gerade die Vollkommenheiten beſitzt, die ſie uns zu unſern Abſichten brauchbar macht; ſo iſt nichts natürlicher, als daß wir ihr den Vorzug zuerkennen. Die Elemente der Vollkommenheit, deren eine Sprache fähig iſt, ſind ſo mannigfaltig und oft einander ſo entgegengeſetzt, daß es ſchwerlich ein Paradox ſeyn kann, wenn man behauptet: daß es keine vollkommne Sprache gebe. Wenn wir alſo eine Sprache der andern vorziehen: ſo erklären wir bloß, daß wir an ihr mehrere Vorzüge, als an andern, oder gerade die Vorzüge bemerken, die uns die ſchätzbarſten ſind.

Eine Sprache kann geiſtreich ſeyn, ſie kann wegen ihres Reichthums, ihrer Deutlichkeit und ihrer Präciſion vortreflich ſcheinen, aber ſie wird ſchwerlich eine von dieſen Vollkommenheiten in gleichem Grade, oder in einerley Betracht beſitzen. Indeß glaube ich doch meine Leſer überzeugen zu können, daß die franzöſiſche Sprache ſich durch dieſe Vorzüge allerdings denen Fremden, die ſich ihrer in Europa bedienen, habe empfehlen können.

Man

Man muß nicht vergeſſen, daß die franzöſiſche Sprache nicht durch bloße Philoſophen und Dichter auf den Thron ſey erhoben worden; ſondern durch Perſonen, die zu den Geſchäften und dem geſellſchaftlichen Umgange eine gemeinſchaftliche Sprache bedurften; dieſe entdeckten nun an ihr einen Reichthum, den ihr kein Fremder, der mit ihren Schätzen bekannt iſt, wenn ihn die Liebe zu ſeiner Landesſprache nicht ungerecht macht, wird abſprechen können.

Wenn der Vorrath von Ideen, welche den Gedankenſchatz einer Nation ausmachen, allemahl mit dem Vorrathe der Wörter in ihrer Sprache im Verhältniß ſtehen muß; ſo läßt es ſich nicht denken, daß eine ſehr gebildete Nation eine arme Sprache haben könne. Hat ſie viele Bedürfniſſe, ſo muß ſie dieſe Bedürfniſſe benennen können, haben ihr Geſchäfte und Umgang viele Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben, haben ſie dieſe Beobachtungen veranlaßt, Ideen zu unterſcheiden und alſo neue Ideen zu bemerken, ſind die Wiſſenſchaften bey ihr zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geſtiegen; ſo muß ihr Wörterbuch mit einer großen Menge von Ausdrücken bereichert ſeyn, womit ſie die Ideen denkt und mittheilt, wozu ihr Beobachtung und Wiſſenſchaft verholfen haben.

Der ſpekulirende Gelehrte fodert vielleicht einen unerſchöpflichen Vorrath von Kunſtwörtern,

die er zu seinen abstrakten Spekulationen braucht, wenn er eine Sprache reich nennen soll. Er hat seinen eigenen Maaßstab, wonach er den Reichthum der Sprachen abmißt. Wird dieses aber auch der Maaßstab seyn, wonach ihn der Weltmann beurtheilt?

Die Anfoderungen an eine Sprache werden überhaupt immer so verschieden seyn, wie der Endzweck desjenigen ist, der sie gebrauchen will. Der Mathematiker wird in seinen Foderungen sehr mäßig seyn, er wird sich mit einem so geringen Vorrathe behelfen, daß ein Fremder seine Sprache gar bald wird lernen, und mit Hülfe der Figuren und der mathematischen Zeichen ein geometrisches Buch vielleicht in dem ersten Abend wird lesen können. Der Philosoph wird zwar seine Anfoderungen weiter erstrecken, er wird aber doch zufrieden seyn, wenn seine Sprache nur reich an abstrakten Ausdrücken ist, er wird es ihr als ein Verdienst anrechnen, wenn ihr Wörterbau der Zusammensetzung der Begriffe ähnlich ist, und ihre Gesetze es zulassen, durch mannigfaltige Zusammensetzungen neue Wörter zu bilden, womit er neue Begriffe bezeichnen kann. Aber das ist nicht der Reichthum einer Sprache überhaupt. Denn die Ansprüche des Redners und Dichters werden von ganz anderer Art seyn. Da sie unmöglich sich mit einem Vorrath von Wörtern begnügen können,

nen, der nur die abstraktesten unter den menschlichen Begriffen, noch weniger mit einem solchen, der nur eine Art dieser Begriffe ausdrücket; da sie Wendungen brauchen, die nicht bloß dem ruhigen, didaktischen, untersuchenden Gange der Gedanken sich fügen — kurz, da sie nicht bloß unterrichten, da sie beleben, ergötzen, vergnügen, belustigen, erschüttern wollen: so werden sie mahlerische, bildliche, darstellende Ausdrücke, so werden sie die größte Mannigfaltigkeit der Wendungen verlangen; sie werden verlangen, daß ihnen die Sprache Wörter liefere, die ihre Ideen in ihrer ganzen Kraft, mit allen ihren Farben, bewegungsvoll und lebendig darstelle, und Wendungen, worin ihr ganzes Gefühl ausgedrückt sey, die ihren Zuhörer zu eben den Gefühl begeistre, und durch eine Art der Ansteckung zu harmonirenden Bewegungen wecke.

Die Anfoderungen des Mannes, der seine Sprache zu dem Umgange und den Geschäften braucht, stehen zwischen den Anfoderungen des Philosophen und Dichters mitten inne. Die hohe Begeisterung, der kühne Flug der Phantasie ist weder in den Geschäften noch in dem gesellschaftlichen Umgange an seinem rechten Orte. Der Ton der Geschäfte erfodert sowohl in Schriften als Unterredungen Klarheit, Präcision, Kürze ohne Dunkelheit, und Lebhaftigkeit ohne Enthusiasmus.

Da die Verhandlungen jetzt nicht mit einem ungestümen rohen Haufen Volks geführt werden, das man blindlings durch Wortströme zu Maaßregeln und Absichten fortreißen will, die es umfaßt, ohne sie zu kennen, das desto feuriger fortstürmt, je weniger es weiß, wohin es die Fluth tragen wird; da sie nur von Männern mit Männern geführt werden, die der Sache kundig, erleuchtet und zu Untersuchungen gewöhnt sind: so würde der Ton der Begeisterung nur selten gelingen; er würde Absichten verrathen, die man verbergen will, und Argwohn erregen, wo man Zutrauen nöthig hat, er würde alles verderben. Der Ton der Ruhe ist also der Ton der Unterhandlung, und selbst das künstlichste Meisterstück der politischen Beredsamkeit *), hat sich nur nach der klärsten und gründlichsten Entwicklung der Sache und ihre Gründe, die so affektvolle als gesetzte Peroration erlaubt, womit sie sich an die Edelsten unter den aufgeklärten Richtern in allen Ständen Europens wendet.

Eine ähnliche Ursach stimmt den Ton des Umganges zu der Ruhe, womit der geschliffene Weltmann seine Gedanken mittheilt. Auch dieser Ton fodert gar nicht den metaphysischen Wörterbau der gelehrten Stammsprachen, der dem Tief-

*) Das Exposé des Motifs, qui ont engagé sa Majesté le Roi de Prusse à s'opposer au Demembrement de la Baviere. 1778.

Tiefsinn des Denkers zu Hülfe kömmt, die entfernteste Zergliederung der Begriffe begünstigt und die ersten Bestandtheile der Gedanken in der Organisation der Wörter durchschimmern läßt. Er fodert nicht denjenigen dichterischen Wörterbau, aus dem der prächtige vollklingende Ausdruck der lyrischen und epischen Dichtkunst hervorströmt, um das Ohr und die Seele zu füllen, den Zuhörer zu hohen Gedanken zu erheben und zu heftigen Empfindungen zu begeistern. Die Gefälligkeit, welche sich zu dem allgemeinen Tone der Empfindung herabstimmt, um sowohl die allgemeinste Theilnehmung an der Unterredung zu befördern, als auch weder durch Anmaaßung von Gelehrsamkeit, noch durch die Zuversicht der Begeisterung oder durch den Mißklang der Sympathie zu beleidigen, — diese Gefälligkeit nimmt die leichteste, faßlichste, so wie die bescheidenste und anmaßungsloseste Sprache an, und ringt nach keinen Verschönerungen, als nach denen, die der natürlichste und ungesuchteste Witz von selbst anbietet und die Einbildungskraft nicht mit den kräftigsten, sondern mit den anmuthigsten Bildern ergötzt. Alle diese Vorzüge schätzt der eigensinnigste Kenner an der französischen Sprache und die Mängel die ihr seine Strenge vorwirft, sind gerade nur solche, die sie zur Sprache des Umganges noch geschickter macht. Da sie keine Stammsprache ist: so kann sie freilich nur selten

die künstliche Zusammensetzung der metaphysischen Kunstwörter oder der prachtvollen Wundertöne der Dichtkunst zulassen; aber sie hat dagegen eine desto größere Menge derjenigen mahlerischen Ausdrücke, die der Sprache des Umgangs Farbe, Rundung und Leben mittheilen können. Ihre Grammatik läßt nur den einförmigen Gang zu, der die ruhige, wenig bewegte Gedankenfolge ausdrucken kann; allein das ist gerade der Gang, den der Geist der geschliffenen Gesellschaft erfodert; sie liefert also dem angenehmen Gesellschafter, das was ihn gefällig und liebenswürdig macht, sie liefert ihm gerade, was er haben will.

Ich kann über den Reichthum der französischen Sprache für die Anmuth des gesellschaftlichen Umgangs mich auf die klaßischen Schriftsteller von Frankreich berufen. Welche Vorzüge man den schäzbaren Resten von Griechenland und Rom auch zugesteht, so kann man doch, ohne ihren Ruhm zu entweihen, behaupten, daß sie nichts enthalten, was in dieser Gattung der Composition den angenehmsten Stücken der französischen Litteratur kann verglichen werden. Eine ausgebreitetere Geselligkeit muß nothwendig die Entwickelung einer größern Menge von Begriffen, so wie eine Verfeinerung des Witzes, der Einbildungskraft und der Empfindung zur Folge haben. Die griechische und römische Geselligkeit war aber von ganz an-

anderer Art als die französische. Diese umfaßt auch das andere Geschlecht, welches in Griechenland und Rom von dem Umgange der Männer durch die herrschenden Sitten ausgeschlossen war. Wenn uns das auch nicht die Geschichte berichtete; so könnten wir es doch schon ihren Schriften, und gerade denen am meisten ansehen, die aus Gesprächen bestehen, und ohne Zweifel den gesellschaftlichen Ton ihrer Zeit nachahmen sollen. Wir müssen es zu vergessen suchen, daß Cicero verschiedenen seiner philosophischen Schriften die dialogische Form gegeben hat, wenn uns die Fehler der Composition nicht gegen die Vortreflichkeit der Sachen einnehmen sollen. Die großen Charaktere, die ihre Seele in seinen Gesprächen abdrucken, mögen Riesen gegen die Helden unserer Gespräche seyn, ihre politische und moralische Größe mag unsere Ehrfurcht gebieten, ihre Untersuchungen mögen ein großes Interesse haben, und die Untersuchungen unserer Gesellschaften an Gründlichkeit und Tiefsinn weit hinter sich zurücklassen: aber die Delikatesse des Zuvorkommens, die Schonung der Eigenliebe, die Gefälligkeit der ehrenden Lehrbegierde, die Blume des Witzes und der Einbildungskraft, die Heiterkeit und Scherzhaftigkeit der Laune, womit der Streit immer in den Schranken der Freundschaft gehalten und beyden Theilen die Niederlage unbeleidigend und angenehm gemacht wird — dieses wird man vergebens in ihnen suchen, und diese

dieſe Tugenden der neuern Geſelligkeit haben doch auch ihren Werth. Sie ſind aber erſt die Früchte des längern und ausgebreitetern Umganges in einer ſehr gebildeten Nation.

Muß dieſe längere und ausgebreitetere Geſelligkeit nicht auch auf die Bereicherung der Sprache wirken? Die mannigfaltigen Situationen, worin wir den Menſchen in der Geſellſchaft ſehen, die Anſtrengung, wozu ihn die häufigern Gelegenheiten der Thätigkeit nöthigen, bringen Ideen und Empfindungen hervor, die in der Einſamkeit und Abgeſchiedenheit ſchlafend bleiben, die Bekanntſchaft mit den Menſchen, mit ſeinen beſonderſten Neigungen, mit den verborgenſten Falten und Winkeln des Herzens, welche uns der Umgang mit ihnen verſchaft, erweitert nothwendig den moraliſchen Geſichtskreis, vermehrt die Schattirungen der Charaktere und giebt Gelegenheit ſie kennen zu lernen. Die Geſellſchaft entwickelt eine gröſsere Menge moraliſcher Eigenſchaften und iſt zugleich der Schauplaſs, wo der Beobachter ſie bis in ihren feinſten Abſtufungen bemerken kann. Eine mäſsige Kenntniß der franzöſiſchen Sprache kann uns ſchon überzeugen, daß man ihr gerade von dieſer Seite einen beträchtlichen Reichthum nicht abſprechen könne. Wir bemerken dieſes oftmahls zu unſerm Verdruſſe, wenn wir ſolche Begriffe aus ihr in die Deutſche übertragen wollen, und

und in ihrem Vorrathe noch lange nicht Ausdrücke genug finden, die allen diesen Begriffen entsprechen, oder wenn sie vorhanden sind, daß die Begriffe, die sie ausdrücken sollen, sich mit allen unmerklichen Nebenbegriffen, die ihren Umriß genau angeben, der Seele darbieten.

Diese Betrachtungen, die eine viel weitere Ausführung zuließen, wenn sie die Schranken dieser Abhandlung erlaubten, können hinreichend seyn, den unpartheyischen Beurtheiler des Werthes einer Sprache es begreiflich zu machen, wie die französische Sprache sich einem jeden, der sie zur Sprache der Geschäfte und des Umganges gebrauchen will, durch ihren Reichthum empfehlen könne, durch den Reichthum, der gerade seinen Absichten gemäß ist, und den er bey der Wahl seiner Umgangssprache am meisten suchen wird. Diesen Geschichtspunkt müssen wir aber bey dieser ganzen Untersuchung fest halten, wenn wir sie nicht durch übelverstandene, unbestimmte und partheyische Deklamationen verwirren wollen.

Eine andere Vollkommenheit der Sprache ist die Deutlichkeit, eine Eigenschaft, die nicht selten andern Vollkommenheiten, — der Lebhaftigkeit, dem Ausdruck der Leidenschaften, dem Wohlklange aufgeopfert wird. Die Deutlichkeit hängt von der Bestimmtheit der Bedeutungen der einzelnen Wör-

Worte und von ihrer Folge im Zusammenhange der Rede ab. Undeutlichkeit entsteht sowohl aus der Ungewißheit der Verbindung und der Beziehung der Worte auf einander, als von der Vieldeutigkeit derselben. Die erstere ist die Undeutlichkeit der Ambiguität, die andere die Undeutlichkeit der Aequivocation. Beyde sind Unvollkommenheiten, und Unvollkommenheiten die oft schwer zu vermeiden sind. Aber sie finden sich bey denen, die sich der französischen Sprache zu bedienen wissen, seltner, als bey andern. Einen Theil dieses Vorzuges kann sich die Sprache selbst zueignen. Daß die Wörter durch den schriftlichen und mündlichen Gebrauch unter aufgeklärten und geistreichen Personen an Bestimmtheit gewinnen müssen, giebt die Natur der Sache selbst, und die Erfahrung bestätigt es. Was der aufgeklärte Gesellschafter und der klaßische Schriftsteller durch das Gefühl unterscheidet, wird mit der Zeit dem philosophischen Grammatiker Gelegenheit geben, die feinsten Unterschiede der Ausdrücke, die auf den ersten Anblick gleichbedeutend scheinen, auf deutliche Begriffe zurückzubringen, er wird die Synonymen seiner Sprache sammlen und die feinen Schattirungen ihrer Bedeutungen richtig und deutlich anzugeben suchen. Daß dieses zuerst am glücklichsten und vollständigsten an der französischen Sprache sey versucht worden, ist einem jeden, der die schätzbaren Arbeiten eines Girard, La Bauzee,

und

und der Encyclopädie in diesem Fache kennt, hinreichend bekannt. Es ist unnöthig zu bemerken, wie vortheilhaft diese Arbeiten für die Bildung der Sprache seyn müssen, wie viel auch dadurch die deutsche Sprache gewinnen müsse, daß die ähnlichen Versuche über ihre Synonymen so glücklich ausgefallen sind, und für die Richtigkeit im Denken, und im Reden eine so viel versprechende Aussicht eröfnet haben.

Mit eben so vielem Rechte kann sich auch die Sprache ein Verdienst um die Deutlichkeit zueignen, wenn ihre Wortfolge dieser Vollkommenheit günstig ist. Welche Folge der Worte wird dieses seyn? Diese Frage ist schwerer zu beantworten, als es scheint. Man glaubt sie beantwortet zu haben, wenn man sagt, die Wortfolge sey der Deutlichkeit am günstigsten, die die natürlichste ist. Allein welche ist die natürlichste? Wer an die Verbindung der Worte in den neuern europäischen Sprachen gewöhnt ist, erklärt nicht selten die Wortfügungen der schönsten Perioden eines griechischen oder römischen Schriftstellers für unnatürlich, die doch gewiß ihren Landesleuten sehr natürlich scheinen mußten, weil sie sie für schön hielten. Es muß hier eine Zweydeutigkeit in dem Worte natürlich, liegen, welches freylich eines der vieldeutigsten ist. Wenn die Absicht einer Rede ist, seine Gedanken bloß auf die leichteste und deutlich-

lichſte Art mitzutheilen: ſo werden allerdings die Worte ſo nach einander geſtellt werden müſſen, daß immer das nachfolgende das vorhergehende näher beſtimmt. In dieſem Sinne iſt denn die Wortfolge des Satzes: Demoſthene eſt plus eloquent que Ciceron, und: Demoſthenes iſt beredter als Cicero, Demoſthenes eloquentior eſt Cicerone, natürlicher, als wenn die nemlichen Worte ſo geordnet werden: Cicerone eloquentior eſt Demoſthenes. Dieſe letztere Stellung derſelben iſt in der lateiniſchen Sprache erlaubt, aber nicht in der franzöſiſchen und deutſchen. Allein iſt die andere, die die lateiniſche Sprache auch zuläßt, darum unnatürlich?

Wenn wir annehmen, daß die Deutlichkeit nicht die einzige Abſicht einer Rede ſeyn kann, daß alſo noch andere Gründe auf die Beſtimmung der Wortfolge einen Einfluß haben müſſen, daß die Worte auch nach der Abſicht können geſtellet werden, wie durch ihre Folge ein gewiſſer Affekt am fühlbarſten ausgedruckt, die Aufmerkſamkeit auf einen gewiſſen Begrif am meiſten hingezogen und am längſten feſtgehalten oder der Wohlklang am beſten befördert werde: ſo kann es mehrere natürliche Wortſtellungen geben, die von der erſtern natürlichen Wortſtellung, die bloß durch den höchſten Grad der Deutlichkeit beſtimmt wird, abweichen können. Von der erſten Wortfolge, die

bloß

bloß um ihrer Deutlichkeit willen natürlich wäre, muß es also schon in jeder Sprache nothwendig sehr viele Ausnahmen geben. Bloß die abstraktesten Materien, die nur wenige sehr einfache Begriffe enthalten, und keine Theilnehmung, als die Theilnehmung des reinsten Verstandes zulassen, würden einen solchen Vortrag erfodern und gestatten. Selbst die französische Sprache, der man diese natürliche Wortfolge beynahe ausschließend beylegt, ist daher weit entfernt, durch ihre eigenen Gesetze ganz allein daran gebunden zu seyn. Aber sie weicht weniger davon ab, als andere neuere Sprachen, und noch weniger als die beyden gelehrtesten Sprachen des Alterthums. Ihre ganze Organisation, wenigstens so wie sie jetzt in ihren besten Schriftstellern ist, zielt mehr darauf ab, die Deutlichkeit zu befördern. Das schränkt freylich die Mannigfaltigkeit ihrer Wortfügungen ein, worin aber die alten Sprachen überhaupt den neuern überlegen sind, und wegen verschiedener Mittel der Deutlichkeit auf andere Art zu Hülfe zu kommen, es auch allen neuern Sprachen, denen diese Hülfsmittel fehlen, natürlicher Weise seyn können. Daß sie dadurch vieles an dem Wohlklange, an dem Mahlerischen, an dem Ausdrucksvollen und an der Kraft verliere, die einsichtsvolle und uneingenommene Bewunderer des Alterthums in den alten Sprachen finden, läßt sich leicht erwarten. Allein wir müssen hier wieder auf

die Absicht sehen, welche denjenigen, der aus Wahl eine Sprache vorzieht, in seiner Wahl bestimmt, und dann wird es nicht mehr so wunderbar scheinen, daß diese so allgemein auf die französische gefallen ist.

II. Größere Kultur der französischen Nation.

Eine zweyte Ursach der allgemeinen Ausbreitung der französischen Sprache ist ohne Zweifel auch der höhere Grad der Kultur derjenigen Nation, deren Muttersprache sie ist. Diese Ursach ist zwar mit der vorigen genau verwandt, allein sie hat doch einige Seiten, von denen sie verdient besonders betrachtet zu werden. Wenn einer Nation die Sprache einer andern Nation bekannt werden soll: so muß sie einige Veranlaßung haben, wodurch ihre Aufmerksamkeit auf sie gezogen wird. Zu diesen Veranlaßungen gehören auch die Einsichten, Kenntnisse, Künste, Sitten, kurz alles das was eine vorzügliche Kultur und Verfeinerung ausmacht. Der Gelehrte kann zwar auch seine Bekanntschaft über die Sprachen solcher Völker erstrecken, denen diese Vorzüge fehlen, er kann mit seinem Forschen selbst die Sprachen der rohesten Völker umfassen, wenn er, um über das Entstehen und die Natur der Sprachen philosophiren zu können, sie auf allen Stufen der Vollkommenheit

heit muß beobachtet haben; eine Sprache kann ihm interessant werden, wenn er daraus das Genie und den Charakter des Volks beurtheilen, ihre ältesten Denkmahle lesen, oder durch dieselbe den Ursprung, die Alterthümer und die Verwandtschaft desselben mit andern Völkern erforschen will. Diese Gründe aber können nur für den eigentlichen Gelehrten eine Wichtigkeit haben, noch weniger werden sie im Stande seyn, den Gebrauch einer solchen Sprache unter allen höhern Ständen allgemein zu machen. Für diese kann, außer ihrer Vollkommenheit selbst, eine Sprache nichts einen Werth und ein Interesse geben, als die Kultur des Volks, dessen Muttersprache sie ist.

Dieser Vorzug hat schon den gelehrten Sprachen des Alterthums einen Werth gegeben, welcher ihre Verbreitung fast allein befördert hat. Mit den Schätzen des Geistes solcher Nationen vertrauter zu werden, die durch ihre Gesetzgebung, durch ihre Weisheit, durch ihre Künste, durch ihren Witz, ihre Thaten und Schicksale so sehr über andere hervorleuchten, die durch alles dieses, auf unsere Gesetzgebung, auf unsere Aufklärung und Bildung einen so großen und unleugbaren Einfluß gehabt haben und noch haben — das muste mehreren Menschen, denen es um Aufklärung und Kenntnisse zu thun ist, die Mühe, die ihnen die Erlernung dieser Sprachen kostet, reich-

lich zu belohnen scheinen. Eben diese Gründe verschaffen auch verschiedenen neuern Sprachen den Vorzug, daß sie außerhalb der Gränzen ihrer Länder bekannt werden, und sie haben ihn auch der französischen gegeben.

Eine Nation, die so viele Meisterstücke in den Werken des Witzes aufzuweisen hat, bey der die Wissenschaften und Künste zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gestiegen sind, muß nothwendig, so bald sich eine gewisse Mittheilung unter den Nationen eröfnet, die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn und aller derer auf sich ziehen, denen sie bekannt wird. Es ist daher natürlich, daß es jezt für ein eben so nothwendiges Stück einer feinen und gebildeten Erziehung gehalten wird, mit den Werken eines Corneille, Racine, La Bruyere, eines Rouſseau und Voltaire, als mit den Werken des Homer, Plato, Cicero und Tacitus bekannt zu seyn. Ja es läßt sich begreifen und ein noch so partheyischer Verehrer des Alterthums wird es nicht tadeln können, daß der bloße Weltmann die Bekanntschaft mit den erstern, der Bekanntschaft mit den leztern vorzieht.

Wenn es eine Zeit gab, wo man in den höhern Ständen keine Erziehung für vollendet hielt, wenn sie nicht eine Reise nach der französischen Hauptstadt gekrönt hatte: so mußte der Anblick

eines

eines glänzenden Hofes, der Genus der geiſtreichen Vergnügen eines Zauberlandes, den Fremden mit den klaßiſchen Schriftſtellern deſſelben bekannt machen, ihn für ſie mit Achtung einnehmen, und dieſe Bekanntſchaft und dieſe partheyiſche Achtung mußte er in ſein Vaterland zurückbringen. Er fand dieſe verehrten Namen in jedermanns Munde, er hörte ihre Werke allgemein geprieſen, ſie waren der Gegenſtand der Unterredung am Hofe wie in der Stadt, ihr Witz verſchönerte die Feſte des Königs, veredelte die öffentlichen Luſtbarkeiten, und die Werke ihrer tragiſchen und komiſchen Muſe ſtellten ſich auf den Schaubühnen des Hofes und der Nation vor ſeine Augen. Wie ſollte er nicht für ihre Sprache partheyiſch werden, wie dieſe Partheylichkeit nicht allen, die ihn ſahen und hörten, bey ſeiner Rückkunft in ſein Vaterland mittheilen?

Daß die Sachen ſo haben gehen müſſen, das beweiſet nichts unwiderſprechlicher, als das, daß ſie wirklich ſo gegangen ſind. Die allgemeine Herabwürdigung der franzöſiſchen Litteratur, die jezt gerade bey denen am meiſten Mode wird, denen ihre eignen Werke am wenigſten die Vollmacht dazu von ihrer Nation verſchaffen können, vermag dagegen nichts. Alles was man dem Strengſten unter den Verächtern des franzöſiſchen Geſchmacks zugeſtehen kann, und was ihnen philoſophiſche

Kunstrichter in Frankreich selbst zugestehen, ist, daß ihr Geschmack und Kultur nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht habe. Weltbürger und patriotische Richter der französischen Litteratur haben ihre Mitbürger auf die schwache Seite derselben aufmerksam zu machen nicht unterlassen. Dergleichen Bekenntnisse können keine Nation erniedrigen. So wie es die unverzeihlichste persönliche Eitelkeit seyn würde, sich für ein untadelhaftes Muster der Vollkommenheit zu halten, so würde es auch eine große Nationaleitelkeit seyn, den Geschmack und die Kultur seines Vaterlandes für unverbesserlich und keiner weitern Vollkommenheit fähig auszugeben.

Das Ideal der menschlichen Vollkommenheit hat nirgends als in der Einbildungskraft seiner Schöpfer seine Wirklichkeit. Unter den Menschen sind die Bestandtheile und Grade desselben verschiedentlich vertheilt. Daraus entspringen die so abstechenden Züge, welche das Genie und den Charakter wie die Physiognomie in ganzen Nationen so wohl, als in einzelnen Personen ausmachen. Je mehr beyde auf dem einmahl betretenen Wege ihrer Ausbildung fortgehn, desto mehr nähern sie sich von dieser Seite der Vollkommenheit, und werden für sie, auf Kosten anderer schätzbarer Vorzüge, partheyisch. Mehrere sehr natürliche Ursachen erhalten und befördern eine so angenehme Verblendung.

Die

Die Verehrung großer Namen, die einmal einen gewiſſen Geſchmack angegeben, und durch ihre Meiſterſtücke verherrlicht haben, deren Triumph in der Nation ſo allgemein anerkannt iſt, daß es gefährlich ſeyn würde, ſeine Stimme von der allgemeinen Stimme abzuſondern und den lauten Zuruf der Menge zu unterbrechen; ein gewiſſes National Point d'honneur, das man in einem allgemein bewunderten Genie, die Nation ſelbſt beleidigt glaubt, die Macht der Gewohnheit endlich, die ſo leicht für eine Art der Vortreflichkeit, an der man ſich ſelbſt gebildet hat, partheyiſch macht, — dieſes alles kann ſo leicht die gebildeteſte Nation für ihren Geſchmack und die Art ihrer Kultur einnehmen, daß es kein Wunder iſt, wenn man ſie nur immer in der Ausbildung, mit der ſie einmal angefangen hat, fortfahren ſieht.

Zwar wird man ſagen, dieſe Ausbildung des Geſchmacks ſey einſeitig und unvollſtändig. Wie aber? wenn es gerade diejenige wäre, auf welche die Verfeinerung der höchſten Stände einer großen Monarchie natürlich von ſich ſelbſt geführt hätte, und die ſich daher auch den höhern Ständen anderer Monarchien, die ſich nach ſolchen Muſtern zu bilden wünſchen, nothwendig eben darum empfehlen mußte? — daß die angenehmen Talente, der leichte geſellſchaftliche Witz, der geiſtreiche Scherz, die bloß unterhaltenden Spiele

der Musen in einem weiten Reiche, das in Frieden einem Einzigen gehorcht, unter einer Regierung, die alle großen Erschütterungen, als die größten unter allen Uebeln, zu verhüten sucht; worin die großen Leidenschaften keinen erwünschten Spielraum mehr finden, wo keine große Gefahren jeden Bürger zu großen Kraftäusserungen auffordern, wo keine allgemeine Feste und Volksversammlungen die Begeisterung der Bürger erregen, wo die Kriegeskunst sich vorzüglich auf die größeren Theile der Heere verläßt, und wo ein so großer Theil der Bürger in den höhern Ständen auf die Arbeiten des Geistes und die Vergnügen in den Gesellschaftszimmern eingeschränkt ist, — daß in einer solchen Nation, die sanftern Empfindungen an die Stelle der stärkern, und die Feinheit des Geschmacks an die Stelle der Größe und der Kraft desselben treten werde, wer wird das nicht erwarten?

Das Wunder wird noch mehr verschwinden, wenn wir den Zustand der deutschen Litteratur gerade zu der Zeit betrachten, da unter der glänzenden und langen Regierung Ludwig des Vierzehnten die Sonne der französischen Litteratur aufgieng. Der Stand des Adels und der Stand der Gelehrten, welche beyde so lange in so großer Entfernung neben einander fortgegangen waren, hatten endlich angefangen sich einander zu nähern. Seit dem allge-

allgemeinen Landfrieden, und der Befestigung einer gesetzlichen Verfassung von Deutschland durch die Eintheilung desselben in seine Kreise, fand der kriegerische Geist des Adels keine Nahrung mehr, seine Thätigkeit mußte also einen andern Weg suchen, auf dem sie sich beschäftigen könnte, und man sahe nun gelehrte Fürsten, gelehrte Ritter. Allein welche Gelehrsamkeit! theologische Scholastik, die einzige, die für Männer ein Interesse haben könnte, die als Christen sie zur Seligkeit unentbehrlich und als Fürsten sie für die Glückseligkeit der Staaten wichtig hielten. Mit eben dem Geiste, womit sie alle theologischen Händel zu Staatssachen machten, und den furchtbarsten theologischen Streitern das Ruder der Regierung führen liessen, mit eben dem Geiste erforschten sie selbst die Tiefen der Glaubensgeheimniße, mit eben dem Geiste mischten sie sich selbst in theologische Gefechte und nahmen auf dem gelehrten Kampfplatze nebst den besten Klopffechtern einen Platz, durch den sie sich geehrt glaubten.

Diese Gestalt der Sachen hatte sich nun wenig geändert, als auf einmal der glänzende Hof Ludwig des Vierzehnten ihre Blicke auf sich zog. Ludwig der Vierzehnte, ein Muster des beynahe erloschenen, nun wieder auflebenden Geistes der alten Ritterschaft, durch seine Galanterie, seine romanhafte Thatensucht, seine Ungelehrsam-

keit; aber ein beſſeres Muſter durch ſeine geſchmackvollere Pracht, durch die geiſtreichern Feſte, durch die Künſte der Muſen, die ſeinen Thron umgaben, — Ludwig 14. bot ihnen ein neues Vorbild fürſtlicher Kultur und Vortreflichkeit dar, indem er die Galanterie und den kriegeriſchen Geiſt der alten Zeit mit dem feinern Geſchmack, ſo wie mit brauchbarern und angenehmen Kenntniſſen ohne das pedantiſche Gepränge der Schulgelehrſamkeit an ſeinem Hofe zuerſt zu verbinden gewußt hatte. Von welcher Nation ein Reiſender unter dieſen Umſtänden die Hauptſtadt Frankreichs beſuchte, ſo mußte er freylich finden, daß bey der Vergleichung der Kultur ſeines Vaterlandes mit der Kultur von Frankreich die Entſcheidung ganz zum Vortheil der letztern ausfalle. Mit dieſer großen Meynung von dem Geſchmack, dem Witze, der Kunſt zu leben, und allen andern feinern Künſten, mußte natürlich eine uneingeſchränkte Achtung der franzöſiſchen Sprache und eine genaue Nachahmung der franzöſiſchen Sitten verbunden ſeyn.

Bey einer Nation, die ihre Kultur noch gar nicht aus ihren eigenen Kräften entwickeln zu können glaubt, die ganz durch das Gefühl der Ueberlegenheit einer andern Nation unterjocht iſt, hat gemeiniglich die Achtung und Nachahmung der verehrten Nation gar keine Schranken. Alles ſcheint ihr an derſelben von unvergleichbaren Werthe,

the. Sitten, Witz, Geschmack, Kleidung, Sprache, alles nimmt sie von ihr an. Das ist so natürlich, daß es nothwendig allgemein seyn muß und weil es so allgemein ist: so wird es auch keiner Nation zum Vorwurfe gereichen können, und wenn sie endlich ihre eigenen Kräfte entwickelt, sich einen eigenthümlichen Geschmack gebildet hat: so wird daraus zu ihrem Nachtheil nichts weiter folgen, als daß sie ehemahls auf einer niedrigern Stufe der Kultur gestanden und in der Reihe der aufgeklärten Nationen ihren Platz später eingenommen habe.

Wenn dieser spätere Anfang ihrer Kultur und die Veranlassung derselben durch fremde Verfeinerung einer Nation zum Vorwurfe gereichen sollte: so müßte Frankreich selbst sich dadurch herabgesetzt fühlen, daß es in der Verbesserung seines Geschmacks erst auf andern Nationen gefolgt ist, von andern Nationen gelernt hat, so sehr es dieselben in der Folge durch seine schnelleren Fortschritte und durch ihr Stillestehen oder Zurückgehen, hinter sich gelassen hat.

Italien und Spanien hatten bereits in verschiedenen Gattungen der Litteratur Werke, die noch jetzt verehrt werden. Die bildenden Künste insonderheit in dem erstern und die feine Galanterie des geselligen Lebens in dem letztern zogen auf beyde die Augen derjenigen Theile von Europa, wo

es

es bereits so weit dämmerte, daß sie diese Vorzüge bewundern und darnach begierig seyn konnten. Der spanische Hof war damals derjenige, nach welchen sich die übrigen feinern Höfe von Europa bildeten. Die Spuren dieses Einflusses haben sich in der französischen Litteratur noch bis in das Jahrhundert von Ludwig dem Vierzehnten erhalten. Die ersten Stücke, welche Corneille und Moliere auf die Bühne brachten, beweisen, daß sie mit dem spanischen Theater bekannt waren, die spanischen Dichter nachahmten und nicht selten ihre Werke benutzten. Von Franz des Ersten Zeiten bis auf die Zeiten des großen Corneille sprach und kleidete man sich noch in Frankreich unter den höhern Ständen spanisch, und dieser verehrte Dichter trug selbst noch die Kappe und Gonille. Allein schon am Ende der langen Regierung Ludwig des Vierzehnten konnte dieser Monarch seinem Enkel, als er von ihm Abschied nahm, um sich die spanische Krone aufsetzen zu lassen, unter den väterlichen Lehren, die er ihm auf den Weg gab, auch die geben: sich seines Vorzuges über seine neue Unterthanen nicht zu überheben, und sie nicht wegen des sonderbaren, was er an ihnen bemerken würde, zu verlachen; so sehr hatten sich die Sachen bereits geändert.

Wenn also eine Nation am natürlichsten auf dem Wege zu einer höhern Stufe der Kultur em-

emporstreben muß, auf den sie von einer andern gebracht ist, deren Vorzüge ihr in die Augen leuchten, wenn diese Vorzüge gerade die seyn werden, die in den Augen der höhern Stände den meisten Werth haben, die beyden Geschlechter in dem öffentlichen Leben und in dem gesellschaftlichen Umgange die nöthigsten Talente — Gesprächigkeit, leichten Witz, Anstand und alle die Annehmlichkeiten geben, die am meisten geschätzt werden: so konnte Deutschland und andere europäische Länder ihre Bildung nirgends anders als in Frankreich schöpfen. Die französische Sprache mußte dadurch die geachteste Sprache der Höfe und der feinern Welt werden. Da ausserdem durch ihre Kultur in dem Munde der geistreichsten, gefälligsten, und angenehmsten Personen, in ihrem Wörterbuche ein großer Theil des Witzes der Nation, eine Menge bedeutender Anspielungen, verbindlicher Ausdrücke niedergelegt waren, die noch dazu durch zufällige Nebenbegriffe einen größern Werth erhielten: so mußte schon der bloße fertige Gebrauch dieser Sprache einen Menschen einen Anstrich von feiner Erziehung mittheilen.

Wie dieses zugieng, läßt sich am leichtesten aus dem damahligen Zustande der deutschen Sprache und Litteratur begreifen. Die deutsche Sprache hatte Kraft, Nachdruck, Bildsamkeit im Wörterbau und Wendung, aber sie war noch nicht so glück-

glücklich in allen Gattungen der Werke des Geschmacks gebraucht worden, daß man leicht in ihr die Farben zu allen Arten und Schattirungen der Gedanken und Empfindungen, bereits zubereitet gefunden hätte. Am wenigsten hatte sie so viel Geschmeidigkeit und Leichtigkeit, daß man sie hätte zu der Sprache einer ungezwungenen und geistreichen Gesellschaft machen können. Das Abgemessene, Steife und Schleppende, das wir noch jetzt in dem schwerfälligen Canzleystyl von Oberdeutschland so unerträglich finden, war zu der Zeit, als in Frankreich die schriftlichen und mündlichen Unterredungen den Ton der Frau von Sevigne hatten, der Ton, dessen sich die höhern Gesellschaften in ihren Briefen und Gesellschaften bedienten. Kein anderer konnte sich auch zu den Formalitäten der Höflichkeit, der steifen Gravität der Standespersonen schicken, welche in diesen Zeiten die Stelle der gefälligen Heiterkeit und der mittheilenden Verbindlichkeit einnahmen, und die Gesellschaft, statt sie zusammen zu bringen, in steter Entfernung von einander hielten.

Die vaterländische Litteratur, sich selbst überlassen, ohne Unterstützung eines Hofes, ohne Beyfall und Aufmunterung ihrer Bürger, selbst ohne Achtung ihrer ganz lateinischen Gelehrten, begann in diesen Zeiten sich in Deutschland durch Schwierigkeiten durchzuarbeiten, die unübersteiglich schei-

nen

nen mußten. So einzeln und unreif ihre Früchte waren, so schätzbar müssen sie uns selbst jetzt noch scheinen, da Mannigfaltigkeit, Reichthum, Fülle und reifere Vollkommenheit derselben den Patrioten in seinem Urtheil strenger, und in seiner Wahl einsinniger machen kann, wenn wir den noch widerstrebenden Stoff, aus dem sie entsprangen, den ungütigen Himmel, in dem sie erzogen wurden, und die wenige Aufmunterung erwegen, die ihr Anbau und ihre mühsame Wartung antraf.

Wenn der billige Richter der Werke des Geschmacks, diese abschreckenden Umstände in Betrachtung zieht: so müssen ihm die Werke eines Opitz Bewunderung und selbst die Werke eines Lohensteins, Hofmannswaldau und Gryphius Achtung gebieten. Die edle Sprache worin der erste seine gesunden und starken Gedanken und Empfindungen einkleidete; die Einfalt, die er an die Stelle des abentheuerlichsten Witzes setzte, seine Würde, Richtigkeit, Wohlklang und die Gedankenfülle, die alle leere Ausfüllungen der Reimschmiede verachtete, alles dieses, was wir jetzt noch in dem Vater der deutschen Dichtkunst bewundern, gab der Dichtkunst auf einmahl eine andere Gestalt. Allein was waren diese sparsamen Versuche in sehr wenigen Gattungen, gegen das, was noch unbearbeitet blieb? der Grad der Vollkommenheit, den

sie

sie erreicht hatten, gegen den, der zu erreichen war, aber noch nicht erreicht werden konnte?

Die Werke des Geschmacks erregten noch nicht das Interesse der ganzen Nation wie in Frankreich, wo sie den Hof vergnügten, und schon dadurch das ganze Reich interessirten. Die Dichtkunst wurde noch nicht in ihrer ganzen Schwierigkeit und Würde erkannt: man sahe sie als eine von den sieben Künsten an, die die Encyclopädie des Gelehrten ausmachten, und als solche gehörte sie zu der Pansophie eines jeden Schullehrers, der sie wie die lateinische Grammatik, den Knaben einbläuen mußte. Diese Art des Berufs und der Bildung konnte nun gewiß keine Werke hervorbringen, die mit den Werken des französischen Witzes hätten können verglichen werden. Wenn dann auch hie und da ein wahres Genie seinen Flug nehmen wollte: so fand es nirgend die Bahn genugsam gebsnet. Der ganze Geist in den höhern Ständen war so unpoetisch, ihre Sitten und Sprache boten so wenig Muster dar, und ihr Geschmack und Urtheil konnte den Dichter so wenig leiten, daß in seinen Werken die größten Schönheiten unter der Menge der Fehler und Unvollkommenheiten mußten begraben bleiben. Dieser Zustand der Sachen hat sich sehr sichtbar in den Werken Lohensteins abgedruckt. Einige Stellen derselben, die in dem Geiste der Alten geschrieben sind, zeigen uns.

uns, was dieser Mann hätte seyn können, wann bessere Zeiten sein Genie belebt, und seinen Geschmack geleitet hätten. Denn man mag die Wunderkräfte des Genies noch so sehr erheben, so müssen doch diese Kräfte, durch das Bestreben auf seine Leser und Zuschauer zu wirken, in Bewegung gesetzt, wo nicht durch ihre Bildung und ihren Geschmack unterstützt werden. Das Genie geht von einem gewissen Punkte aus, hat ein gewisses Ziel in den Augen, und fühlt seinen Flug durch die Umstände mehr oder weniger beschleunigt und aufgehalten, so wie die Richtung desselben gelenkt oder verwirret. Ist der herrschende Geschmack seiner Zeitgenossen noch roh und ungebildet, ist er ausgeartet und fehlerhaft, so wird er das Genie nicht belehren können, er wird den Virtuosen nicht nöthigen, seine Kräfte zur Vermeidung solcher Fehler anzustrengen, die in den Augen seiner Leser keine Fehler sind.

Die deutschen Schriftsteller befanden sich daher in eben dem Zeitraum in einer sehr unvortheilhaften Lage, in welchem sich die französischen in einer sehr vortheilhaften befanden. Ein gebildetes Publikum, welches, indem ihr Geschmack und Witz durch ihre klassischen Schriftsteller gebildet wurde, wieder auf den Geschmack ihrer Schriftsteller zurückwirkte, das durch die Aufmerksamkeit, womit es ihre Arbeiten beehrte, ihre Kräfte

spornete, und durch die Strenge, womit es sie beurtheilte, ihnen einen Beweis ihrer Achtung gab, und sie zugleich strenge gegen sich selbst machte; ein solches Publikum mußte auch bessre Schriftsteller haben. Das Genie schaft, der Geschmack wählt und verwirft. Wenn also das Genie, ohne von dem Geschmack geleitet zu werden, schaft: so wird es neben den edelsten Geschöpfen seiner Dichtungskraft, auch Mißgeburthen seiner regellosen Imagination aufnehmen, die ein gebildeter Geschmack zur größern Vollkommenheit des Ganzen würde unterdrückt haben.

Die Abentheuerlichkeiten eines Lohensteins fanden aber damahls ihre Bewunderer. Das Flittergold, das aus der italiänischen Litteratur, der einzigen, um die sich die deutschen Dichter bis dahin bekümmert hatten, in den deutschen Geschmack übergegangen war, wurde allgemein für Schönheiten gehalten. Das Gemisch von langweiliger Galanterie und stattlicher Ceremoniensprache in Lohensteins Herkules und Herkulisfus war zu seiner Zeit niemanden so ekelhaft, als sie uns sind; die kalten Staatsactionen hatten für die vornehme Welt ein Interesse, das uns jetzt ein Geheimniß ist, und niemand jähnte bey den endlosen wohlgesetzten Reden, bey denen wir jetzt vor langer weile sterben würden. Nur diejenigen die in Frankreich etwas bessres gefunden hatten, fühlten,

ten, wie weit ihre Mitbürger in den Werken des Geiſtes zurück waren. Aber dieſe Einſicht war Anfangs der deutſchen Litteratur nichts weniger als vortheilhaft; ſtatt Aufmunterung, wirkte ſie Verachtung. Die Gelehrten fingen endlich auch an, ihre Blicke dem litterariſchen Horizonte von Frankreich zuzukehren, aber leider! wie benahmen ſie ſich dabey! Man mag immer mit der Nachahmung des beſſern den Anfang ſeiner eigenen Verbeſſerung machen, aber gewiß man muß nicht bey dieſer Nachahmung ſtehen bleiben; das iſt in der Verbeſſerung des Geſchmacks eben ſo wahr, als in der Verbeſſerung der Sitten. Wer noch nicht Kräfte hat das Weſentliche und Vortreffliche nachzuahmen, nimmt bloß das Mittelmäßige und Zufällige an. Wer nicht an dem Anblick des beſſern ſein Gefühl ſchärft und ſeine Kräfte entwickelt, etwas Originales hervorzubringen, der bleibt das nachahmende Thier, das ewig auf einer niedrigen Stufe in der Reihe der Weſen ſtehen wird. Nicht eher konnte daher dem deutſchen Genie die Bekanntſchaft mit den franzöſiſchen klaßiſchen Werken zur Erweckung ſeines Geiſtes nützlich werden, als bis es dadurch zu einem geſchmackvollen Studium der Alten, wonach ſich die beſten Schriftſteller Frankreichs ſelbſt gebildet hatten, zurückgeführt, gegen die Schönheiten der Natur empfindlich gemacht war und diejenigen Kräfte der Einbildungskraft und des Herzens in ſich entwickelt fühlte,

mit denen es ſelbſt ſchätzbare Werke hervorbringen konnte.

Der erſte Schritt, den die Bewunderung der franzöſiſchen Kultur nach ſich zog, war, daß man eben ſo, wie man in der italieniſchen Periode ſeine Weisheit mit italieniſchen Worten aufgeſtutzet hatte, ſein deutſches mit franzöſiſchem zu vermiſchen anfing. Man glaubte ganz der bewunderte Staatskluge Monſieur Colbert, und der witzige Monſieur Boileau zu ſeyn, wenn man mit dem ungelenken und ſteifen Deutſch auch einige Worte hervorbrachte, die durch den Mund ſo ſtattlicher Männer gegangen waren. Dieſes buntſchäckige Deutſch, das, verbunden mit dem ſchiefen Formalitätstone der damahligen Reichstags-Notarien, die galante Sprache der Hofleute und der die Hofleute nachäffenden Gelehrten ausmachte, iſt die Sprache, worauf ſich Thomaſius und Tenzel in ihren monathlichen Geſprächen ſo viel zu Gute thaten, die bey ihren Zeitgenoſſen einen jetzt unbegreiflichen Beyfall fanden.

In Schweden fällt dieſe Sprachvermiſchung in einen frühern Zeitraum, da dieſes Reich bereits unter dem Könige Guſtav Adolph mit Frankreich durch Bündniſſe in genauerer Verbindung ſtand. Zur Zeit der Königin Chriſtina, ſagt der Graf Rudenſchold, war es eine Zierde, franzöſiſche Wörter

ter in seine Rede zu mischen *); allein, seitdem Schweden an der Kultur seiner eigenen Sprache zu arbeiten anfängt, ist man daselbst, eben so wie in Deutschland, von dieser Sprachmengerey zurückgekommen.

Diese Verunstaltung seiner Muttersprache durch fremde Zierrathen, so wenig sie gerechtfertigt werden kann, bleibt immer ein Bekenntniß der Ueberlegenheit der Nation, von der diese Zierrathen erborgt werden, und man kann sie daher immer als eine Nachahmung ansehen, womit man den Vorzügen der bewunderten Nation huldigt. Eben diese Bewunderung nun, wovon sie die Wirkung war, beförderte auch die Aufnahme und Ausbreitung der französischen Sprache in den höhern Ständen selbst.

Der höhere Grad der Kultur der französischen Nation war also die zweyte Ursach der Ausbreitung ihrer Sprache unter den Fremden.

III. Politischer Einfluß Frankreichs auf die übrigen Reiche in Europa.

Diesen Ursachen kam indeß noch eine andere zu Hülfe, ohne die sie vielleicht würden unkräftig

*) S. desselben Rede: über die Beschaffenheit und den gegenwärtigen Gebrauch der schwedischen Sprache. Geh. von der Acad. der Wiss. den 5ten Febr. 1772. in dem schwed. Museum 1. Th.

geblieben seyn, ohne die die französische Sprache nicht würde die Staatssprache von Europa geworden seyn, nämlich der große Einfluß, den Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten auf alle Staatsangelegenheiten von Europa hatte. Wenn eine fremde Sprache in einem Lande soll geläufig werden: so kann ihre Vortreflichkeit und die Kultur ihrer Nation zu ihrer Empfehlung allerdings viel beytragen; allein sie wird sich erst als denn recht festsetzen, wenn sie die gemeinschaftliche Sprache der Staaten unter einander wird.

Es war eine Zeit, wo die italienische oder spanische eine allgemeine Sprache hätte werden können, wenn dazu weiter nichts gehörte als ein großer Grad der Vollkommenheit der Sprache, der Bildung der Nation und der Vortreflichkeit ihrer Litteratur. Die spanische war diesem Ziele sehr nahe und sie hätte es erreichen können, wenn ihr nicht die lateinische im Wege gestanden hätte. Sie hatte aber diesen Vorzug vor der Italienischen nicht ihrer größern Vollkommenheit, noch dem größern Reichthum oder der höhern Vortreflichkeit ihrer Litteratur zu danken; sondern allein dem mächtigen Einfluß Philipps des Zweyten auf die europäischen Staatshändel. Auch dauerte dieser Vorzug nicht viel länger als dieser Einfluß. Spanien sank in sein politisches Nichts, Frankreich setzte sich an seine Stelle, und bald erhob sich auch

seine

ſeine Sprache zu dem Range einer allgemeinen Staatsſprache.

Nationen, die ſo oft, wie die europäiſchen, über gemeinſchaftliche Angelegenheiten zu unterhandeln haben, bedürfen der Bequemlichkeit einer allgemeinen Sprache; wenn ſie nicht die Unterhandlungen ohne Noth erſchweren und verlängern wollen. Sie bedürfen nicht allein einer gemeinſchaftlichen Sprache, worin die Unterhandlungen geführt werden, wenn Bevollmächtigte mehrerer Reiche und verſchiedener Zungen ſich unterreden ſollen, ſondern worin auch die Inſtrumente aufgeſetzt werden um allgemein verſtändlich zu ſeyn.

Anfangs war es die Lateiniſche, der ſich die entſtehenden Reiche, worin der ungeheure römiſche Staatskörper zertrümmert war, zu ihrer gemeinſchaftlichen Staatsſprache bedienten. Alle Umſtände, welche die damalige Lage der europäiſchen Nationen in Anſehung ihrer Kultur, ihrer Gelehrſamkeit und ihrer Religion charakteriſiren, befeſtigten die Sprache der Römer, ungeachtet ſie die Sprache der Ueberwundenen war, in der allgemeinen Herrſchaft, die ſie bisher gehabt hatte.

Wir müſſen uns vorſtellen, daß die beyden Hauptklaſſen der höhern Stände in dieſen Zeiten, noch immer ihre unterſcheidenden Züge behielten, wodurch ſie, zwar vereinigt, aber unvermiſcht,

und gleich den Gewässern eines reißenden Stromes, der sich in die ruhigen Gewässer eines stillen Sees stürzet, von einander abgesondert blieben. Die kriegerische Lebensart, die Liebe der Waffen und die Erziehung in ihren Uebungen war dem Adel unter den Siegern allein ehrenvoll; alle andere Vorzüge überließen sie der Geistlichkeit, deren höchste Kenntnisse sich bloß über eine sehr unvollkommene Religion, und auf die lateinische Sprache erstreckten. So gering indeß diese Kenntnisse waren, so waren sie doch der Rohigkeit und Unwissenheit ihres Zeitalters so ehrwürdig, daß die bewafneten Sieger sich gern dadurch von den unbewafneten Ueberwundenen beherrschen liessen. Unterdessen also, daß diese neuen Staaten ihre eigenen Volkssprachen hatten, so war die lateinische Sprache die allgemeine Staatssprache aller Reiche der abendländischen Christenheit. Da nur allein die Geistlichen zur Abfassung öffentlicher Instrumente und anderer Staatsschriften gebraucht werden konnten, da sie aus eben dem Grunde alle hohe Staatsbedienungen verwalteten, wozu die Kunst etwas schriftlich abzufassen erfordert wurde: so mußte die lateinische Sprache diesen Vorzug ganz natürlich erhalten.

Hierzu kam noch, daß in diesen Zeiten die Religion mit den politischen Angelegenheiten dieser neuen christlichen Staaten so verwebt war, daß die

die Sprache der Kirche nothwendig die öffentliche Sprache des Staats werden mußte. Man hat diesen Einfluß der Religion auf die Staats-Angelegenheiten bisher immer von seiner schädlichen Seite vorgestellt; allein ich glaube, daß er auch seine sehr vortheilhafte gehabt habe. Wir haben demselben gewiß einen beträchtlichen Theil unseres Gewohnheits-Völkerrechts zu verdanken. Eine Digreßion, worin dieses mit der Ausführlichkeit, die die Wichtigkeit der Sache verdient, erwiesen würde, mögte hier zu weitläuftig seyn, und zu sehr ausserhalb des Weges unserer Hauptuntersuchung liegen. Sie verdient aber zu einer eigenen Abhandlung ausgesetzt werden.

Indeß die lateinische Sprache immer die allgemeine Staatssprache in Europa blieb, fingen nun die Volkssprachen allgemach an, sich selbst weiter auszubilden. Nachdem Frankreich und Deutschland, das unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen vereinigt gewesen war, sich nun von einander getrennt hatte, um nie wieder unter ein Haupt gebracht zu werden: so finden wir bald eine Volkssprache von Westfranken oder dem jetzigen Frankreich in einer Achtung, die uns auf eine größere Kultur dieses Reichs schliessen läßt. Die romanische Sprache und die Sprache der Troubadours machte sich so beliebt, daß sie von vielen Fremden, die auf einen besondern Grad

von Bildung und Geschmack Anspruch machten, erlernt und angenommen wurde. Indem England seine Gelehrten in den Schulen, die Karl der Große in Frankreich gestiftet hatte, erziehen ließ, so gestand es diesem Reiche gewißermaßen dadurch stillschweigend den Vorzug einer größern Kultur zu; und so erhielt die romanische Sprache schon damahls den Sieg über die alte dänische und sächsische Sprache, worin sie sich durch die Normännische Eroberung festsetzte, die Sprache der höhern Stände, oder die Hofsprache von England zu werden.

So wurden nach und nach die Volkssprachen die Staatssprachen der innern öffentlichen Angelegenheiten, indeß die Lateinische immer in dem Besitz der äußern Staatsschriften von Europa, so wohl in den öffentlichen Instrumenten als in den Unterhandlungen blieb. Mehrere Ursachen befestigten sie in diesem Besitze.

Erstlich das Bedürfniß, eine gemeinschaftliche Sprache zu haben, dadurch sich Nationen, die durch ihre Volkssprachen getrennt waren, einander nähern könnten. Da die Lateinische einmal im Besitze war, dieses Werkzeug der Vereinigung zu seyn, so war sie schon dadurch geschickt, es ferner zu bleiben; man fand keinen Grund, von dieser Gewohnheit, wobey man sich bisher wohl befunden hatte, abzugehen.

Dazu

Dazu kam aber zweytens ein Umſtand, der ſie auf den erſten Anblick um dieſen Vorzug hätte bringen ſollen, der nemlich, daß ſie keine lebendige Sprache war. Es ſcheint als wenn ein Staat dem andern dadurch, daß er ſich ſeiner Sprache in ſeinen öffentlichen Staatsinſtrumenten bedient, einen gewiſſen Vorrang zugeſtehn, der mit der natürlichen Gleichheit unter ihnen nicht beſtehen kann, wenigſtens wird es allgemein ſo angeſehen. Die Streitigkeiten über die Staatsſprache, der man ſich in den Unterhandlungen und in den Inſtrumenten bedienen will, wodurch der Gang der Geſchäfte oft gefliſſentlich, oft aus übelverſtandener Staatseiferſucht ſind aufgehalten worden, beweiſen dieſes hinreichend. Und ſelbſt nachdem die franzöſiſche Sprache die allgemeine Staatsſprache geworden iſt, hat man doch den Ausweg für nöthig gehalten, deſſen man ſich noch in dem neueſten Definitivtraktat zwiſchen Frankreich und England bedienet, ſich am Ende ſeine Rechte vorzubehalten, und ſich gegen alle Folgerungen, als wenn man dem andern Theile, durch den Gebrauch ſeiner Sprache einen Vorrang zugeſtehen wolle, zu verwahren.

Dieſen Schwierigkeiten gieng man aus dem Wege, wenn man ſich einer Sprache bediente, deren Gebrauch keinem von beyden Theilen einen Schatten von Vorrang geben konnte. Da man in-

indeß doch auch den politischen Gebrauch einer lebendigen Sprache durch Protestationen unschädlich machen konnte, und wirklich in der Folge unschädlich machte; so mußte wenigstens eine Zeitlang noch eine

dritte Ursach zu der Fortdauer desselben mitwirken. Die Mitwirkung dieser dritten Ursach ist um desto unleugbarer, da mit ihrem Aufhören auch der politische Gebrauch der lateinischen Sprache zu erlöschen anfing. Die große Revolution im funfzehnten Jahrhundert, von der wir die gegenwärtige Verbesserung der Wissenschaften anrechnen, geschahe zunächst in dem eigentlichen gelehrten Stande. Sie begann mit der allgemeinern Ausbreitung der gelehrten Ueberreste von Griechenland und Rom, durch deren ausgebreitetern Gebrauch die Schätze der Weisheit und des Geschmacks der aufgeklärtesten Völker der alten Welt genutzt werden konnten. Dieser Nutzen blieb aber Anfangs immer noch zunächst bey den eigentlichen Gelehrten. Man schränkte sich mehrentheils nur auf das Erforschen dieser Schätze in ihren Quellen ein, ohne an das eigene Verarbeiten derselben zu denken. Da man also an diesem heiligen Feuer nicht sein eigenes Licht anzuzünden suchte, um es der ganzen Nation leuchten zu lassen: so war die Aufklärung, die sie hervorbrachten, noch immer eingeschränkt und schwach. Die Volkssprachen hatten

ten zum Theil nicht Kultur genug, um von den Gelehrten des Gebrauchs und der Bearbeitung gewürdiget zu werden, ein geheiligtes Vorurtheil erhielt ſie in einer unerleuchteten Ehrfurcht gegen die Sprachen, die ſie zu der Mittheilung höherer Kenntniſſe allein geſchickt hielten, und ſo gaben ſie dieſe Kenntniſſe in eben der Einkleidung wieder, worin ſie ſie erhalten hatten. Die Gelehrten waren lateiniſche Gelehrte, und in welchem Stande jemand an der Aufklärung Theil nehmen wollte, — der mußte ein lateiniſcher Gelehrter werden. Daher ſahe man in dieſem Zeitraum Weltmänner, Hofleute, Staatsmänner, Soldaten, ja Fürſtinnen und Königinnen, die jetzt für Wunder in der griechiſchen und römiſchen Litteratur würden gehalten werden. Man führte ſeinen Briefwechſel, man ſchrieb die Geſchichte, man pflegte die Unterhandlungen in der lateiniſchen Sprache. Da alſo die Gelehrten allein die Aufgeklärten ihrer Nation waren, oder die Perſonen aller übrigen Stände, die an der Aufklärung Theil nehmen wollten, Gelehrte werden mußten: ſo mußte vor der Hand die Sprache der Gelehrten auch noch immer die Sprache der äußern Staatsgeſchäfte bleiben, indeß man ſich bloß zu den innern, zu den Geſetzen, Verordnungen, Rechtsſprüchen und allen Reden und Schriften, die dem ganzen Volke bekannt werden ſollten, der Landesſprache bediente.

Unter

Unter diesen Umständen konnte die Aufklärung freylich noch nicht, weder zu der Ausbreitung noch zu dem Grade der Vollkommenheit gelangen, welche die neuern Nationen berechtiget hätte, unter den Erleuchteten ihren Platz einzunehmen. Kenntnisse und Geschmack, so lange sie noch unter dem Kleide einer fremden Sprache verhüllet sind, worin sie dem Volke unsichtbar bleiben, können noch nicht ihr wohlthätiges Licht über die ganze Masse einer Nation verbreiten. Daher entsteht alsdann der so abstechende Abstand von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, von Erleuchtung und Barbarey, von Geschmack und Rohigkeit, der uns oft an diesen Zeiten befremdet. Man sieht die Wunder der Aufklärung in einzelnen Personen dicht neben der tiefsten Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens. Eben so wenig kann der Gelehrte selbst, wenn er nur in einer fremden Sprache gelehrt ist, zu dem höchsten Grade der Bildung gelangen, den er würde erreicht haben, wenn seine Kenntnisse und sein Geschmack sich auch mit seiner Muttersprache der Seele eingedrückt hätte. Es sollte daher unsere Verwunderung nicht erregen, wenn wir oft in eben dem Manne, dessen alte Gelehrsamkeit uns in Erstaunen setzt, Unwissenheit in den bekanntesten Dingen, in den gewöhnlichsten Geschäften des menschlichen Lebens, rohe und unanständige Sitten, Mangel an allem feinen, richtigen und ausgebreiteten Geschmacke wahrnehmen, und ihn in allen

diesen

dieſen Stücken tief unter die verſtändigen und geſitteten Perſonen beyderley Geſchlechts in den ungelehrten Ständen unſerer Zeiten ſetzen müſſen.

Dieſe Nothwendigkeit der Mutterſprache zur Kultur der einzelnen Perſonen ſo wohl als ganzer Nationen ſcheint bisher noch nicht ſo genau erwogen zu ſeyn, als ſie es ihrer Wichtigkeit nach verdient. Gleichwohl kommen Erfahrung und Vernunftgründe zuſammen, ſie zu beſtätigen. Schon die Erforſchung der Natur erfodert, daß der Gelehrte ſeine Beobachtungen mit den Erfahrungen des gemeinſten Mannes bereichern könne, daß er im Stande ſey, aus der allgemeinen Maſſe der Nationalkenntniſſe zu ſchöpfen, wovon ein ſo groſſer Theil in der Landesſprache aufbewahret wird. Durch den Gebrauch dieſer Sprache wird alſo der groſſe Weg zur gegenſeitigen Mittheilung der Kenntniſſe zwiſchen dem Gelehrten und dem Ungelehrten eröfnet.

Eben dieſes gemeinſchaftliche Mittel wird auch zu dem wechſelſeitigen Entgegenwirken zwiſchen beyden Klaſſen nöthig ſeyn, wenn die Werke des Geſchmacks zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gelangen ſollen. Das Studium der menſchlichen Natur in den Völkern der Vorwelt, welches nur aus todten Büchern kann geſchöpft werden, wird ewig unvollſtändig und todt bleiben,

wenn

wenn es nicht von dem Anschauen der lebendigen Natur in dem Menschen, die um uns herum denken, empfinden und handeln, belebt wird. Unsere eigenen Ideen und Empfindungen werden nicht das Anschauen, nicht die Wahrheit, nicht die Fülle erhalten, die sie haben müssen, wenn sie unsere ganze Seele erregen, hervorbrechen und sich dem Auge in ihrer vollen Kraft darstellen sollen. Die Ideen werden abgezogen, ihre Umrisse schwankend, ihre Farben verblichen seyn. Die Empfindungen werden kraftlos bleiben und nur den Grad des Feuers und der Wärme haben, den das Sonnenfeuer hat, wenn es von dem beleuchteten Planeten zurückgeworfen wird.

In diesem Falle befindet sich der Virtuose überhaupt, so lange er nicht in seiner eigenen Sprache denkt und empfindet, oder sich auch nur, ohne von der Empfindung und Natur unmittelbar getrieben zu seyn, auf die bloße Nachahmung anderer Werke einschränkt. Er wird sich aber darauf einschränken müssen, so lange er nur die Kultur einer fremden Nation ganz allein nutzt, oder gar noch bloß seine besten Werke in ihrer Sprache schreibt. Die fremde Kultur kann also einer Nation zwar den ersten Anstoß geben, wenn sie aber einmal diesen Anstoß erhalten hat; so muß sie sich durch ihre eigene Kraft fortbewegen, ihrem Gange, durch ihren eigenen Lebensgeist, seine Geschwin-

ſchwindigkeit eindrücken, und ihm die Richtung geben, die durch ihre eigenthümlichen Gefühle und Umſtände beſtimmt wird.

Nur erſt von der Zeit an, begann die ſchöne Litteratur von Frankreich ihren Flug zu nehmen, als ihre Schriftſteller zum erſtenmahle ihre eigenen Kräfte entwickelten, ihre Werke nicht mehr auf die Nachahmung des Fremden, in den ſpaniſchen, italieniſchen, griechiſchen oder lateiniſchen Muſtern baueten, ihre eigene Sprache bearbeiteten und Schönheit und Kraft aus ihrer eigenen Seele ſchöpften. Eine natürliche Folge dieſer Revolution war die Verbreitung der Kenntniſſe und des Geſchmacks auſſerhalb der Klaſſe der eigentlichen Gelehrten, auf die ſie bisher eingeſchränkt waren. So wie dieſe nun immer mehr gemein wurden, ſo wie ſie immer mehr durch die allgemeinbekannte Landesſprache mitgetheilt und fortgepflanzt wurden, ſo wie dieſe Sprache durch ihren Gebrauch in dem Munde der aufgeklärteſten Menſchen immer vollkommener wurde: ſo wurden auch die Geſchäfte immer mehr in dieſer Sprache getrieben, ſo ward die lateiniſche Sprache zur Bildung des Mannes von Geſchäften entbehrlicher, ſo ihr Gebrauch in den Geſchäften ſeltener, ſie hörte alſo nach und nach auf, die allgemeine Staatsſprache von Europa zu ſeyn.

Allein welche lebende europäiſche Sprache ſollte nun ihre Stelle einnehmen? Wenn dieſer

Vorzug bloß durch die Vollkommenheit der Sprache überhaupt zu bestimmen war: so hatten auch andere, so hatte die italienische, so hätte die englische auch einen Anspruch darauf machen können. Beyde waren schon in einem hohen Grade gebildet, beyde hatten vortrefliche Werke in verschiedenen Arten der Wissenschaften und des Geschmacks.

Der politische Einfluß des französischen Hofes in die Staatsgeschäfte entschied für die französische. Da seit der Regierung Ludwigs des Vierzehnten sich keine wichtige Staatsbegebenheit ereignete, woran dieser merkwürdige König nicht Antheil zu nehmen gesucht hätte; da er von den meisten die erste Triebfeder war, da das Uebergewicht seiner Macht, verbunden mit den Künsten seiner Politik, und vielleicht mehr als das alles, das günstige Vorurtheil von diesen Künsten, jedermann geneigt machte, ihm und seinen Ministern mit allen Proben blinder Gefälligkeit entgegen zu kommen, oder sich von dem Gewicht seines Ansehns unterjochen zu lassen: so fand der Gebrauch der französischen Sprache wenig Schwierigkeit. Sie war ohnedem schon auf dem Wege die Hofsprache anderer Länder zu werden, da der Stolz der Könige sich kein höheres Ziel denken konnte, als den Glanz des Hofes des großen Monarchen nur einigermaaßen zu erreichen und dazu alle Diener und Werkzeuge der Pracht und der Ueppigkeit aus Frankreich herbeyzurufen. In den

Unter-

Unterhandlungen des Badenschen Friedens, die durch die drey Feldherrn der schließenden Mächte geführt wurden, wurde dieser Vorzug der französischen Sprache schon als so festgesetzt angenommen, daß man sich ihrer bediente, ungeachtet Marlborough sich nicht mehr geläufig darin ausdrücken konnte, und man dem gedemüthigten Ludwig nicht nachzugeben brauchte. Die Deduktionen und Manifeste mußten aus eben der Ursach in diesem Zeitraume, worin die Politik des französischen Hofes herrschend war, in dieser Sprache abgefaßt werden, da es einem jeden Hofe daran gelegen war, seine Rechte so allgemein bekannt zu machen, als es nur in einer so allgemeinen Sprache, die zugleich die Sprache des wichtigsten Hofes war, geschehen konnte.

Ich habe bisher die Ursachen zu entwickeln gesucht, welche die französische Sprache zur allgemeinen Sprache von Europa gemacht haben. Ihre verhältnißmäßige Vollkommenheit, der Vorzug einer frühern und größern Kultur sind nach meiner Einsicht, die Hauptursachen, welche ihre Ausbreitung unter den höhern und gesittetern Ständen befördert haben, und wodurch sie die Sprache der Höfe und der feinern Gesellschaften geworden ist; der Einfluß des französischen Hofes auf die übrigen Höfe und die Staatsangelegenheiten, vereinigt mit den beyden erstern Ursachen, haben sie endlich zu der Staatssprache von Europa gemacht.

Wenn die Zerſtreuung einer beträchtlichen Anzahl von Künſtlern, die ſich durch die Künſte ihres Vaterlandes bey den Fremden beliebt machten, und inſonderheit die Zerſtreuung der großen Menge ſchätzbarer Bürger, die der Religionszwang aus ihrem Vaterlande trieb, und die Kunſtfleiß, Frugalität, Regelmäßigkeit der Sitten, verbunden mit angebohrnem Witz und Heiterkeit in ihr gewähltes Vaterland mitbrachten, wenn man dieſe will mit zu den Urſachen der Ausbreitung ihrer Sprache rechnen: ſo kann man ihr doch keine andere Wirkſamkeit beylegen, als daß ihr Aufenthalt in den großen Städten die Erlernung ihrer Sprache erleichterte, daß man bey ihnen Lehrer fand, die darin bey denen Unterricht geben konnten, die die franzöſiſche Sprache ſchon für einen weſentlichen Theil der feinern Erziehung ihrer Kinder anſahen, und daß ſie zu der Uebung in derſelben denen Fremden häufigern Anlaß gaben, die ſie in ihrer Jugend bereits gelernt hatten. Allein ſie ſelbſt fanden eben dadurch, daß ihre Sprache in Europa ſo begünſtiget war, Gelegenheit ſie unter ſich zu erhalten, und nicht durch Vertauſchung derſelben, gegen die Sprache ihres neuen Vaterlandes, den Charakter ihres Urſprunges zu verlieren.

Ich würde aber doch nicht glauben, die ganze Abſicht dieſer Abhandlung erfüllt zu haben, wenn ich die bisherige Entwickelung meiner Grundſätze nicht dazu nutzte, den Freunden meiner vaterländiſchen Sprache den Weg vorzuzeichnen, der zur fernern

nern Kultur derſelben führen kann. Ich hoffe, daß meine Unterſuchungen ſo unpartheyiſch und gerecht geweſen ſind, daß ich keiner niedrigern oder kindiſchen Nationaleiferſucht verdächtig geworden bin, und eben dieſe Unpartheylichkeit darf ich einem jeden wahren Gelehrten der franzöſiſchen Nation zutrauen. Der wahre Gelehrte opfert ſeine allgemeine Liebe nicht ſeinem Patriotismus auf; ſein Intereſſe verblendet ihn gegen fremde Verdienſte nicht; er muntert ſie durch Beyfall auf, ſollten ſie auch noch im Aufkeimen ſeyn; er iſt eben ſo wenig blind gegen die Fehler ſeiner Mitbürger als ungerecht gegen die Vorzüge der Fremden. So natürlich und verzeihlich es iſt, daß eine früher aufgeklärte Nation in den Vorurtheilen gegen eine ſpäter aufgeklärte zu beharren fortfährt: ſo lobenswürdig iſt es, wenn ſie von denſelben zurückkömmt, und der letztern die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ſie ihr nicht mehr verweigern kann, ohne ihre Einſichten, oder ihre Unpartheylichkeit verdächtig zu machen.

Und dieſe Gerechtigkeit laſſen die vortreflichſten Schriftſteller Frankreichs, ein Diderot, Marmontel, Raynal, Dorat u. a. der deutſchen Litteratur widerfahren, nachdem ſie mit den Werken eines Geßner, Klopſtocks, Wielands, Ramlers, Göthens, Leßings, Mendelsſohns, Engels, Garvens, Sulzers u. a. ſind bekannt geworden.

Die Deutschen sind also dem Beyspiel der französischen Nation gefolgt, sie sind, wie sie, nicht bey der mechanischen Nachahmung fremder Werke des Geistes stehen geblieben, sie haben ihre Litteratur und Sprache durch ihre eigene Geisteskraft zu bilden angefangen. Allein es bleibt noch ein schwerer Schritt zurück, wenn die Verbesserung der Litteratur auf die Kultur der ganzen Nation wirken soll; ein Schritt, der Leider! nicht von den Schriftstellern abhängt, und tausend Hindernisse in seinem Wege finden wird. Doch es ist ein Verbrechen gegen das Vaterland an dem Wohl des Vaterlandes zu verzweifeln.

Dieser Schritt ist, der deutschen Sprache die Vorzüge zu geben, die sie zu der allgemeinen Gesellschaftssprache von Deutschland empfehlen kann. Die Vorzüge, wodurch sie sich hiezu empfehlen müßte, kann sie nicht anders erhalten, als wenn sie bereits eine Zeitlang durch den Mund der gebildetesten Personen in der Gesellschaft der feinern Welt gegangen ist. Läßt es sich vernünftiger weise hoffen, daß es jemals dazu kommen werde? — Wer wird sich das mit Zuversicht vorherzusagen getrauen? Indeß läßt sich vielleicht etwas mit Wahrscheinlichkeit aus der Analogie anderer Sprachen schliessen, deren Schicksale uns bereits bekannt sind.

Eine Gesellschaftssprache bedarf eine gewisse Geschmeidigkeit, die eine Sprache nicht erhalten kann,

kann, so lange sie noch bloß in Büchern fortgepflanzt wird. Wir können nicht sagen, daß diese Geschmeidigkeit der Deutschen ihrer Natur nach fehle; das können wir aber sehr wohl behaupten, ohne der Achtung, die sie mit Recht verdient, zu nahe zu treten, daß sie bis jetzt diese Geschmeidigkeit in dem gehörigen Grade noch nicht besitze. Selbst, daß sie noch nicht in den besten Gesellschaften in der vollkommensten Reinigkeit gesprochen wird, daß auch der korrekteste Schriftsteller, um allen Schein der Pedanterey zu vermeiden, sich im gesellschaftlichen Umgange nicht der korrektesten Reinigkeit des Ausdrucks befleißigen darf, ist kein günstiges Zeichen für ihre Vollkommenheit von dieser Seite. Der Schriftsteller fühlt es daher sehr wohl, wenn er den gesellschaftlichen Ton in seinen Schriften nachahmen will, wie unähnlich seine Kopey dem Urbilde sey, so lange er sich der Sprachmischung enthalten will, die den Gesetzen der guten Schreibart entgegen ist. Das hat einige neuere Schriftsteller veranlaßt, um den ächten deutschen Gesprächston mit aller Wahrheit auszudrucken, bis zu den niedrigsten Gesellschaften hinabzusteigen, und ihre Sprache mit allen ihren Unrichtigkeiten, so wie mit aller ihrer beleidigenden Kraft und ihren wandelbaren Eigenheiten in die Werke des Geschmacks zu bringen, die für die ganze Nation und die Nachwelt bestimmt sind.

Ich glaube, daß ein gewisser Grad der Sprachmischung in der gesellschaftlichen Sprache

bis jetzt noch unvermeidlich sey. Es ist wahr, daß man oft das fremde Wort durch ein vollkommen gleichbedeutendes in seiner eigenen Sprache ausdrücken kann; aber dieses Wort ist noch zu ungewöhnlich, es ist bisher nur in der Bücherſprache vorgekommen, es ist zu feyerlich für den Ton, in dem man angestimmt hat, es ist zu lang und zu vollklingend für den anmaßungslosen Gesellschaftston; das fremde Wort ist das geläufigere und durch gewisse angenehme Nebenideen beliebt; die beständige Vermeidung des Fremden, würde dem Redenden den Schein eines pedantischen Purismus geben. Alle diese Gründe können ihn bewegen, gegen sein grammatisches Gewissen, sich der Allgewalt der Mode zu unterwerfen. Nicht wenig ausländische Wörter haben bereits das deutsche Bürgerrecht erhalten, und sind der Analogie der deutschen Sprachbildung angepaßt worden, neue ursprünglich deutsche Wörter, die der Gebrauch verschmähet, an ihrer Stelle in der Sprache aufdringen wollen, würde daher das vergebliche und thörichte Unternehmen der fruchtbringenden Gesellschaft wieder erneuern. Das würden die wahren Schranken der unschuldigsten Sprachmischung seyn.

Daß die Sprache der Gesellschaften sich künftig in diesen Gränzen halte, ist allerdings zu wünschen; allein darf man es auch hoffen? daß es zu wünschen sey, werden selbst diejenigen nicht in Abrede seyn, die von ihrer Mutterſprache am wenigsten günstig denken. Die allgemeine Verständlichkeit,

keit, eines der ersten Sprachgesetze, kann ohne diesen Grad der Reinigkeit nicht erreicht werden, und der Mangel an der Harmonie und Einhelligkeit, die aus der eigenthümlichen Analogie der Wortbildung einer Sprache entspringt, ist eine Unvollkommenheit, die unausbleiblich ein jedes geübtes Gefühl beleidigen muß.

Allein ist die Erfüllung dieses billigen Wunsches zu hoffen? ist es zu hoffen, daß sich die deutsche Gesellschaftssprache zu diesem Grade der Reinigkeit empor schwingen werde, und daß ihr diese Reinigkeit nichts von dem Natürlichen, Ungesuchten, Unstudirten benehmen werde, das eine ihrer wesentlichsten Tugenden ausmacht?

Das, was bereits in einigen der aufgeklärtesten und geschmackvollesten Provinzen Deutschlandes ist geleistet worden, läßt uns wenigstens nicht verzweifeln. Man hat schon in allen Arten von Geschäften, selbst in den gerichtlichen Schriften sich einer Schreibart bedient, deren Reinigkeit ein verjährtes Vorurtheil ehemals für unmöglich hielt. Warum sollten wir hiebey stehen bleiben? Warum sollte nicht auch diese reinere Sprache endlich ihr Glück in den Gesellschaften machen? Wenn die ersten Versuche dazu mit Vorsicht gemacht werden, wenn die vertraulichen Schriften und gesellschaftlichen Gespräche ungezwungen immer mehr gesäubert, und nach und nach das Gefühl an den gleichbedeutenden Ausdruck gewöhnt wird: so wird

er immer mehr das Fremde und Studierte verlieren, er wird immer geläufiger werden, von dem Feyerlichen zu dem Vertraulichen herabsinken, und der gesellschaftliche Ton wird endlich alle Leichtigkeit erhalten, ohne etwas von seiner Reinigkeit aufzugeben.

So wird endlich die deutsche Sprache auch die Ausbildung erhalten haben, die sie geschickt macht, die Sprache der aufgeklärtesten Gesellschaft zu werden. Die Bekanntschaft mit der Litteratur der geistreichsten Nationen und insonderheit der französischen, wird den deutschen Schriftsteller nicht allein, sie wird einen jeden Mann von Geschmack in den Stand setzen, seine Sprache, nicht mit ausländischen Tönen, die er unter seine vaterländischen Töne mischt, sondern mit den neuen Ideen, mit den anmuthigen Bildern, mit dem Nachdruck, und den Wendungen zu bereichern, die dem Geiste und der Natur seiner Sprache nicht entgegen sind. Der deutsche Patriot wird an der Kultur derselben arbeiten; er wird aber auch die Vorzüge der französischen Sprache und ihrer Litteratur nicht verkennen; und da die Staaten von Europa zu ihren gemeinschaftlichen Unterhandlungen einer gemeinschaftlichen Sprache bedürfen, so wird es ihn weder befremden, noch verdrießen, daß die Sprache einer so geistreichen Nation sich in dem Besitze dieses Vorzuges erhalte, die allgemeine Staatssprache der europäischen Staaten zu seyn.

III.

III.

Von der Zufriedenheit.

Der Sorgloſe, ſagt man, iſt zufrieden; ich ſetze hinzu, und wer Gott vertraut. Daß es der erſtere iſt, darf uns nicht wundern. Wenn der Menſch bey ſeinem gegenwärtigen Zuſtande nicht weit in die Zukunft ſieht, ſo wird er leicht zufrieden ſeyn, und man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß unter zehn Unzufriedenen, es wenigſtens neun aus Neid oder wegen der Beſorgniß in Anſehung der Zukunft ſind.

Der Trieb, nur fröhligen Empfindungen nachzuhängen, ſo wie den Kummer zu verbannen, iſt ſo allgemein, und den Troſtgründen, über die Güter, die uns fehlen, geben wir ſo gern Raum, daß derjenige, der nur für den gegenwärtigen Augenblick leben will, und ſein Glück, weder nach dem, was er verlohren hat, noch mit den Augen des Neides mißt, leicht genug haben wird. Warum ſähen wir ſonſt, zum Preiſe der Vorſicht, die die Zufriedenheit an keinen Stand ſo wie an kein Maaß von Glücksgütern hat binden wollen, ſo viel Zufriedene, ſo viel Glückliche in der äuſſerſten Dürftigkeit? Goldſmith *) ein engliſcher Schriftſtel-

*) Eſſay's XXIV.

ſteller, der ~~in ſeinem Vaterlande klaſſiſch~~ und auch unter uns durch ſeinen Prieſter von Wakefield ſo allgemein beliebt iſt, erzählt folgende Geſchichte eines fröhlichen Unglücklichen.

Ich traf vor ein paar Tagen, ſagt er, einen armen Kerl, in einem Matroſenhemde an, den ich als Knabe ſchon gekannt hatte. Er bettelte mit einem hölzernen Beine in einer der Vorſtädte. Ich wuſte, daß er ehrlich und fleißig geweſen war auf dem Lande, und war begierig zu hören, was ihn in dieſe gegenwärtige Lage gebracht habe. Ich gab ihm, was ich gut fand, bat ihn, mir ſeine Geſchichte und den Unſtern zu erzählen, durch den er in die gegenwärtige Noth gerathen wäre. Der unvermögende Soldat, denn das war er, ob er ſchon ein Matroſenkleid trug, kratzte ſich im Haare, lehnte ſich auf ſeine Krücke, und ſetzte ſich in eine ſchickliche Stellung, um mein Verlangen zu erfüllen. Er ſprach, wie folget:

Was mein Unglück betrift, mein Herr, ſo kann ich nicht ſagen, daß ich davon mehr erfahren habe, als andre Leute. Denn den Verluſt meines Beines abgerechnet, und daß ich genöthiget bin, zu betteln, hab ich, dem Himmel ſey's gedankt, gar keine Urſache, zu klagen. Da iſt Bill Tipps, von unſerm Regimente, der hat beyde Bein und obendrein ein Auge verlohren. Allein, Gottlob, ſo übel ſteht es nicht mit mir.

Ich

Ich war in Shropshire gebohren. Mein Vater war ein Arbeiter und starb, als ich fünf Jahr alt war. So fiel ich dem Kirchspiel anheim. Da er ein herumziehendes Leben geführet hatte, so konnten die Pfarrgenossen nicht sagen, zu welcher Pfarre ich gehörte, oder wo ich gebohren wäre. Sie sandten mich also an ein anderes Kirchspiel und dies an ein drittes. Ich dachte bey mir selbst, sie würden das Herumschicken so lange treiben, bis sie zuletzt behaupteten, daß ich gar nirgend wo gebohren wäre. Doch endlich wiesen sie mir einen Ort an. Ich hatte Anlage, ein Gelehrter zu werden, und wollte wenigstens die Buchstaben kennen lernen. Allein der Aufseher des Arbeitshauses gab mir zu thun, so bald ich den Schlegel führen konnte. Hier führte ich fünf Jahre lang ein recht gutes Leben. Ich brauchte des Tags nur zehn Stunden zu arbeiten, und Essen und Trinken stand immer fertig, wenn die Arbeit zu Ende war. Es ist wahr, man erlaubte mir nicht, aus dem Hause zu gehen, aus Furcht, wie man sagte, ich möchte entlaufen. Sonst durfte ich aber im ganzen Hause und überdem im Hofe herumgehn, wie ich nur wollte, und damit war ich zufrieden. Hierauf ward ich einem Pachter übergeben, bey dem muste ich frühe und späte auf seyn. Ich aß und trank gut und arbeitete gern. Das gieng bis er starb, da muste ich für mich selbst sorgen, und entschloß mich mein Glück zu suchen.

So

So kam ich von einer Stadt zur andern, arbeitete, wo ich zu thun fand, und hungerte, wo es nichts zu arbeiten gab. Von ungefehr gieng ich eines Tages über ein Feld, das einem Friedensrichter gehörte. Ich sah einen Hasen gerade vor mir über den Weg springen. Der Teufel mußte mirs eingeben, ihm den Stock nachzuwerfen. Gut! was weiters? Ich erschlug den Hasen, und trug ihn weg, als eben der Friedensrichter dazu kam. Er hieß mich Wilddieb und Spitzbube; faßte mich beym Halse und foderte, daß ich sagen sollte, wer und was ich wäre. Ich fiel auf die Knie, bat ihn um Gnade, und fing an, ihm alles zu sagen, was ich von meiner Geburt, Stamm und Herkommen wuste: ob ich aber gleich eine rechte gute wahre Nachricht von allem dem gab, so sagte der Friedensrichter dennoch, ich könne es nicht. So ward ich vor Gericht geladen, der Armuth schuldig befunden, nach Newgate geschickt, um von da als ein Landstreicher transportirt zu werden.

Andere mögen dies und das von einem Gefängnisse sagen. Ich, für meinen Theil fand Newgate einen eben so angenehmen Aufenthalt, als irgend einen in meinem Leben. Ich hatte vollauf zu essen und zu trinken und brauchte nicht zu arbeiten. Dies Leben war aber zu gut, als daß es immer hätte dauren sollen. Nach fünf Monathen nahm man mich aus dem Gefängnisse, brach-

brachte mich an Bord, und ſandte mich mit zweyhundert andern nach den neuen Anpflanzungen. Unſere Ueberfarth hatte nicht viel zu ſagen Es ſtarben nur die Hälfte von uns aus Mangel friſcher Luft, weil wir zu unterſt im Schiffe zuſammen eingeſperret waren: die, welche übrig blieben, waren auch übel genug dran, Gott weiß es. Als wir an Land kamen, wurden wir den Beſitzern der Anpflanzungen verkauft. Ich ward gehalten, ſieben Jahre länger zu bleiben, als die andern. Da ich kein Gelehrter war, denn ich konnte nicht leſen, ſo muſte ich unter den Negern arbeiten; und ich diente meine Zeit aus, wie ich verbunden war.

Als meine Zeit aus war, würkte ich meine Heimreiſe aus, und herzlich froh war ich, Alt-England wieder zu ſehn, denn ich liebte mein Vaterland. Doch fürchtete ich mich, noch einmahl für einen Landſtreicher eingezogen zu werden. So hatte ich nicht Luſt, auf das Land zu gehen; ich blieb in der Stadt, und that allerhand kleine Arbeiten, wenn ich dazu gelangen konnte.

Auf den Fuß lebte ich eine Zeitlang recht glücklich, bis ich einen Abend auf dem Heimwege von meiner Arbeit von zwey Menſchen angefallen ward. Sie ſchlugen mich erſt zu Boden, und befahlen mir dann, ſtillzuſtehen. Es waren Matroſenpreſſer; ich ward abermahl vor den Friedensrichter geführt, und da ich nicht ſagen konnte, wer und was ich wäre, ſo ließ man mir die Wahl, entweder als ein Matroſe zu Schiffe zu gehen, oder

mich zum Soldaten anwerben zu laſſen. Ich wählte das letztere. So war ich ſo viel als ein Herr, machte zwo Campagnen in Flandern, fand mich bey den Bataillen von Val und Fontenoy, und bekam nur eine Wunde, hier durch die Bruſt. Allein unſer Feldſcherer heilte mich bald wieder.

Als es Friede ward, bekam ich den Abſchied, und weil ich meiner Wunde wegen, die mir zuweilen Schmerzen machte, nicht arbeiten konnte, ſo ließ ich mich in die Dienſte der oſtindiſchen Compagnie anwerben. Ich ſtritt gegen die Franzoſen in fünf — — Treffen, und ich glaube wirklich, unſer Hauptmann hätte mich zum Corporale gemacht, hätte ich leſen und ſchreiben können. Allein mein Stern wollte nicht, daß ich zu einer Beförderung kommen ſollte. Ich ward krank, und erhielt Erlaubniß, nach Hauſe zu gehen mit vierzig Pfund in der Taſche. Es war im Anfange des gegenwärtigen Krieges; ich hofte an Land geſetzt zu werden, und da mein Geld nach Herzensluſt brauchen zu können. Allein die Regierung brauchte Leute; ich ward nochmal zu einem Matroſen gepreßt, ehe ich ans Land ſetzen konnte.

Der Bootsmann, fand mich, wie er ſagte, einen eigenſinnigen Kerl. Er ſchwur, daß ich die Arbeit wohl verſtünde, und daß ich das Gegentheil nur vorgäbe, um nichts zu thun. Aber Gott weiß, ich verſtand nichts von der Arbeit zur

See.

See. Und er ſchlug mich, ohne zu bedenken, was er an mir vor ſich hätte. Indeß hatte ich immer noch meine vierzig Pfunde und die tröſteten mich unter allen Schlägen. Ich würde das Geld itzt noch haben, hätten die Franzoſen nicht unſer Schiff weggenommen, ſo aber verlohr ich alles.

Wir wurden nach Breſt gebracht und viele von uns ſtarben, weil ſie nicht gewohnt waren, in einem Kerker zu leben. Mir that es nichts. Ich war da zu Hauſe. Eine Nacht, als ich auf Brettern ſchlief, mit einer warmen Decke um mich, denn ich liebte immer gut zu liegen, werde ich vom Bootsmann geweckt. Er hatte eine dunkle Laterne in der Hand und fragte mich: Jack, wollt ihr der franzöſiſchen Wache das Gehirne ausſchlagen? Es macht mir nichts, ſagte ich; indem ich mich ſelbſt wach zu machen ſuchte; ich will gerne Hand dazu biethen. So folgt mir, ſagte er, ich hoffe, wir ſollen gute Arbeit machen. Ich machte mich auf, band meine Decke und was ich von Kleidern hatte, um mich, und gieng mit ihm, die Franzoſen anzugreiffen. Ich haſſe die Franzoſen, weil ſie alle Schurken ſind, und hölzerne Schuhe tragen.

Ob wir ſchon keine Waffen hatten, ſo kann doch ein Engländer fünf Franzoſen auf einmal ſchlagen. So kamen wir zum Thor hinab, wo die zwey Wachen ſtunden; fielen über ſie her, riſſen ihnen die Waffen weg und ſchlugen ſie zu Bo-

den. Von da liefen unſerer fünfe nach der Anlände, nahmen das erſte Boot, das wir fanden, fuhren aus dem Seehafen weg, und ſtachen in die See. Wir waren noch nicht drey Tage unterwegs, ſo wurden wir von dem Seekaper Dorſet aufgefangen, der froh war, ſo viele Mannſchaft zu kriegen, und wir lieſſens uns gefallen, uns mit ihm zu meſſen, es gieng aber nicht ſo gut, als wir dachten. Drey Tage nachher ſtieſſen wir auf die Pompadour. Sie hatte vierzig Canonen, wir nur drey und zwanzig. So wurden wir handgemein hart aneinander. Das Gefecht dauerte drey Stunden, und ich glaube, wir würden die Franzoſen weggenommen haben, hätten wir nur noch einige Mann gehabt. Allein unglücklicher Weiſe hatten wir alle Mannſchaft verlohren, ſo eben als wir auf dem Puncte waren, den Sieg davon zu tragen.

Nun war ich wieder in den Händen der Franzoſen, und ich denke, es würde mir übel gegangen ſeyn, hätte man mich nach Breſt zurück gebracht. Allein zu gutem Glücke kam die Viper und nahm uns noch einmal weg. Ich hätte ihnen faſt zu ſagen vergeſſen, daß ich bey dem Anlaſſe an zwey Orten verwundet ward. Ich verlohr vier Finger an der linken Hand, und das eine Bein wurde mir weggeſchoſſen. Hätte ich das Glück gehabt, das Bein und vier Finger am Bord eines königlichen Schiffes und nicht am Borde eines Ka-

pers

pers zu verliehren, so hätte ich Anspruch an Kleidung und Nahrung für mein ganzes übriges Leben machen können. Allein mein Schicksal wollte das nicht. Ein Mensch kömmt mit einem silbernen Löffel im Munde zur Welt, ein anderer mit einem hölzernen. Doch Gott sey's gedankt, ich bin gesund, und ewig lebe Freyheit und Alt-England!

So rief er und hinkte weg.

Lassen Sie uns sehen, was uns wohl einen Theil dieser Zufriedenheit geben könnte. Lange Bekanntschaft mit dem Elende mag etwas, ja vielleicht sehr vieles dazu thun. Wir stimmen unsere Gesinnungen bald zu den Umständen, aus denen wir uns nicht helfen können. Ich habe in einem öffentlichen Armenhause einen Menschen gekannt, der ein Vermögen von 52,000 Thaler durchgebracht hatte. Er war in seinen glücklichen Umständen in liederlichen Häusern wegen seiner witzigen und launigen Schraubereyen furchtbar und beliebt gewesen. Dieser Hang hatte ihn nicht verlassen, und er spielte mit seiner Armenportion von Commißbrod alle die schwelgerischen Schwänke, um einige, so wie er unglücklichgewordene Verschwender zu schrauben, die sie ehemals unter ihren Prassereyen gespielt hatten. Ohne daß die Gewohnheit mit unsern Umständen bis zu dieser thierischen Unempfindlichkeit sinken darf, stelle ich mir doch vor, daß ein gewisser Grad derselben im Unglück gute Dienste leiste. Unser ganzes Selbst fügt sich früh oder spät

in seine Lage. So wie unsere Sinnglieder von selbst die gewohnte Richtung annehmen, worin sie am bequemsten einen Gegenstand empfinden können, so unvermerkt stimmt die Seele ihre Gesinnungen zu unserm Glücke, weil sie es dunkel fühlt, daß eigentlich das wahre Unglück in der Disharmonie der Gesinnungen und der Umstände bestehe.

Dieser niedrigste Grad der Zufriedenheit kann durch eine gewisse glückliche Gabe zu sehen erhöhet werden.

Ich verstehe unter dieser glücklichen Gabe zu sehen, die Neigung und Geschicklichkeit sich jeden unangenehmen Vorfall von der besten Seite vorzustellen, und in jedem angenehmen alles mögliche Vortheilhafte wahrzunehmen. Wenn man die beyden Wahrheiten gelten läßt, von denen uns nur [illegible] Erfahrung in der Welt bald überzeugen muß, „daß eine jede Sache mehrere Seiten habe, und daß es darauf ankomme, von welcher Seite wir sie ansehen, wenn sie uns erfreuen oder betrüben soll,“ so muß nothwendig unsere Zufriedenheit von unserer Art die Sachen zu betrachten, oder einer glücklichen Gabe zu sehen abhangen. Es ist überhaupt keine so traurige und der Meinung des Pöbels nach so böse Begebenheit, die nicht von einer vergnügt gestimmten Seele oder von einem verständigen Manne von einer guten Seite könnte angesehen werden. Und ich glaube,

wie

wie es kein irrdisches Gut giebt, unsern gesunden Verstand ausgenommen, das man unbedingt ein Gut nennen kann, so giebt es auch kein Uebel, das man nicht wozu nutzen kann, wenn man nur Verstand hat.

Da ich jetzt alle tiefsinnige Untersuchungen vermeiden will, und alle Gelegenheit aufsuche, meinen Lesern leicht und unterhaltend zu werden: so will ich, statt die Beweise aus der Tiefe herzuholen, sie lieber wiederum durch die Erfahrung zu überzeugen suchen, und dazu kann vielleicht folgende Geschichte dienen.

„Ich gehe mit zwey Männern, die ich sehr lieb habe, vertraut um, erzählte mir einst ein Freund. Es ist nicht selten, Personen von entgegengesetzten Charakteren zu sehen, aber man sieht deren wenige, die es in so hohem Grade sind, als diese beyde Leute. — Ich besuchte den einen diesen Morgen. Er war in seinem Kabinet. Freund! — rief er — indem er mich hereintreten sah, wünschen Sie mir Glück. Indem er sich anschickte die Freude, die in seinem Gesichte glänzte, zu rechtfertigen, fielen meine Augen auf einen offenen und gesprengten Schreibschrank. Ich fragte ihn, was das wäre? — Eben das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, erwiederte er. Ich habe hier in meinem Kuffer mehr als 6000 Thaler. Diese Nacht haben Diebe in meinem Kabinette eingebrochen, und mein Kuffer ist unversehrt geblie-

ben. Sie haben bloß, wie sie sehen, meinen Schreibeschrank erbrochen, und nichts als 1000 Thaler darin gefunden, die sie dann auch mitgenommen haben. Indem er mir das erzählte, war er wirklich vor Freuden ausser sich. Er sah in der ganzen Sache keinesweges 1000 verlohrne, sondern bloß 6000 gewonnene Thaler. Ich muß gestehen, daß ich etwas studiren mußte, um eine Wendung zu einem Glückwünschungskomplimente über diese erfreuliche Begebenheit zu finden. Es gieng doch, und nachdem ich ihn zu einem Glück gratulirt hatte, das ich weit entfernt war, ihm zu beneiden, verließ ich ihn, in der Absicht einen andern Freund zu besuchen, um ihm den Auftritt zu erzählen, von dem ich Zeuge gewesen war.

Ich fand ihn mit einem Papiere in der Hand, mit einer Mine von übler Laune, und ich glaubte ihn selbst etwas zwischen den Zähnen fluchen zu hören. Dieser Mann ist sehr reich, sowohl an liegenden Gründen als an Kapitalien. Das Papier, das er in der Hand hatte, war eine Rechnung der Erndtekosten von einem seiner Güter, welche dieses Jahr beträchtlich grösser war, weil er sechs mal mehr geerndtet hat, als das vorhergehende. Wie glücklich sind Sie, rief er mir entgegen, so bald er mich wahrnahm. (Sie wissen, unterbrach sich mein Freund, daß ich bescheidentlich kein Geheimniß daraus mache, daß ich nicht reich bin). Sehen Sie, was ich dies

Jahr

Jahr zu bezahlen habe. — Ich sah freylich, — daß er, ohne sich über die Vermehrung der Einnahme zu freuen, sehr auf die Vermehrung der Ausgabe fluchte. —

Sie können sich leicht vorstellen, fuhr mein Freund fort, wie ich einen solchen Unglücklichen bedauren mußte. Ich erzählte ihm die Freude seines Freundes über die Begebenheit, wobey er 1000 Thaler eingebüßt hat. Er antwortete mir, daß sein Freund ein Narr sey, und eben das hat mir sein Freund von ihm gesagt. Ich glaube, setzte er endlich hinzu, daß sie beyde Recht haben. Wenn ich aber zu wählen hätte, so würde ich nicht lange anstehen, die Narrheit des Erstern zu wählen, wenn es noch eine ist.

Freylich! wenn es noch eine ist, fiel ich ihm ein. Ich behaupte aber, daß es keine ist.

Und der Meinung bin ich noch. Diese glückliche Geschicklichkeit, die, wenn etwas kann beneidet werden, mit unter die beneidenswürdigen Dinge gehört, trägt so viel bey, uns vergnügt zu machen, unser Blut leicht fliessen zu lassen, und also unsere Gesundheit zu erhalten, Heiterkeit in die Gesellschaft zu bringen, alle Menschen liebenswürdig zu finden, und so wieder von ihnen gefunden zu werden, kurz es ist nichts, das den Kreislauf von Glück und Vergnügen mehr im Gange erhält, als die Kunst Menschen und Dinge von der guten Seite anzusehen.

Ein drittes Mittel der Zufriedenheit, das ich mir als wirksam vorzuschlagen getraue, ist die Mäßigung unserer Wünsche und ihre Stimmung nach den Mitteln, sie zu befriedigen, die in unserer Gewalt stehen. Da unser Wille natürlicherweise nur die Dinge begehrt, die sich unser Verstand einigermaßen als möglich vorstellt, so ist gewiß, daß, wenn wir alle Dinge ausser uns, als eben so sehr über unser Vermögen betrachten, so werden wir es eben so wenig bedauren, daß wir diejenigen, die wir vermöge unserer Geburt fodern zu können glauben, entbehren müssen, wenn wir sie ohne unsere Schuld entbehren, als wir es bedauren, daß wir nicht die Königreiche von Mexiko und China besitzen, und wir werden, indem wir aus der Noth eine Tugend machen, eben so wenig gesund zu seyn fodern, wenn wir krank sind, und frey, wenn wir gefangen sind, als wir verlangen, von einem unzerstörbaren Stoff wie die Diamanten zu seyn, oder Flügel zu haben, wie die Vögel. Indeß können wir bey diesen geringen Mitteln immer noch glücklich seyn, wenn nur unsere Wünsche nicht grösser sind, als die Mittel, sie zu befriedigen. Es ist gewiß, daß ein wohlgestallter Mensch, der nicht krank ist, dem es an nichts fehlt, und der dabey eben so weise und tugendhaft ist, als ein anderer armer, ungesunder und übelgestalteter, einer vollkommern Zufriedenheit genießen kann. Allein wie ein kleines Gefäß eben so voll seyn kann, als ein grosses, ob es

gleich

gleich weniger Flüßigkeit enthält, ſo kann man auch annehmen, wenn man eines jeden Zufriedenheit für die Fülle und Befriedigung ſeiner vernünftigen Wünſche nimmt, daß die ärmſten und vom Glück am übelſten Behandelten, eben ſo gut zufrieden und vergnügt ſeyn können, als die Erſteren, ob ſie gleich nicht ſo viel Annehmlichkeiten des Lebens genießen.

Wir wollen uns alſo dergeſtalt auſſer der Beherrſchung des Glücks halten, daß, ohne die Gelegenheit zu verliehren die Vortheile feſtzuhalten, die es uns anbietet, wir uns doch nicht unglücklich halten, wenn es ſie uns verſagt.

Das vierte Mittel iſt von ernſthafterer Art, und darum vielleicht nicht nach jedermanns Geſchmack. Ich darf es indeß nicht übergehen, wenn das Diſpenſatorium der Zufriedenheit nicht unvollſtändig bleiben ſoll. Es beſteht alſo darin: Man beſtrebe ſich um Güter, die durch ihre Allgemeinheit nichts von ihrem Werth verliehren.

Dieſes Mittel bezieht ſich auf diejenige Quelle unſerer Unzufriedenheit, die der Neid darin findet, daß andere eben die Güter beſitzen, und daß ſie dadurch verächtlich werden. Wenn der Neid in irgend einem Falle könnte vernünftig ſeyn, ſo würde es der ſeyn müſſen, wenn er über den Beſitz ſolcher Vorzüge raſend würde, die durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verliehren. Geld,

Rang,

Rang, Ehrenzeichen werden freylich geringschätziger, wenn ihr Besitz allgemein ist; denn das ganze Wesen ihres Werths besteht in ihrer Seltenheit. Aber Weisheit, Tugend, Anmuth der Sitten! Sollten sie Gegenstände des Neides werden, so könnten sie es nicht anders werden, als wenn man sie zu blossen Mitteln des Geldgeizes und der Ehrsucht herabwürdigt. Alsdann müssen sie freylich durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verliehren, wie alle Waaren, wenn der Markt damit überladen ist. Ich unterscheide also die Güther, die ihren Werth dadurch verliehren können, daß Andere ähnliche besitzen, und diejenigen, die durch diesen Umstand nichts von ihrem Werthe verliehren. So würde ein Mensch, der tausend Pfund Gold besäße, unbeschreiblich reich seyn, wenn niemand ausser ihm Geld hätte, aber eben so arm, wenn alle andere weit mehr besäßen. Eben so ist eine gute Eigenschaft, ein angenehmes oder nützliches Talent, das iemand besitzt, desto rühmlicher, je wenigere es ausser ihm besitzen. Daher pflegt man Reichthum und Ruhm zu beneiden. Allein Tugend, Wissenschaft, Gesundheit, ohne Beziehung auf den Ruhm, der sie begleiten kann, werden dadurch keinesweges vermindert, daß sie andere besitzen; es ist also kein vernünftiger Grund vorhanden, warum man andere darum beneiden soll.

Ein vortreflicher Weltweiser erläutert diese Anmerkung mit folgender Betrachtung *). „Die Gü-

*) Ren. Descartes Epist. P. I. Ep. XXXVI. S. 83.

Güter, welche die zahllosen empfindlichen Geschöpfe der unbegränzten Natur genießen sind von dieser Art; Uns geht dadurch nichts ab. Vielmehr wenn wir das höchste Wesen lieben, und in Ansehung der Geschöpfe, unsern Willen mit dem Seinigen vereinigen, so müssen wir uns selbst desto höher schätzen, je vollkommner, edler, grösser das Ganze ist, wovon wir Theile sind; und desto mehr Ursache haben wir, Gott wegen der Unermeßlichkeit seiner Werke zu verehren. Diese Meinung bekräftigt die heil. Schrift, indem sie an mehreren Orten von der unzähligen Menge der Engel redet; wir stellen uns aber auch die niedrigsten der Engel als übermenschliche Wesen vor; sie bekräftigen die Astronomen, die, wenn sie die Grösse der Sterne messen, sie weit grösser als die Erde finden. Denn wenn aus der unermeßlichen Ausdehnung der Welt kann geschlossen werden, daß ausser der Erde noch anderwärts Geschöpfe anzutreffen sind, so kann das ebenfalls aus der Ausdehnung geschlossen werden, die ihr die Astronomen beylegen. Denn es ist keiner unter ihnen, der nicht urtheile, daß die Erde in Vergleichung mit der ganzen Welt kleiner sey, als ein Sandkörnchen gegen einen Berg.

Dies alles muß endlich das fünfte Mittel krönen, nemlich das Vertrauen auf Gott.

Alle übrigen machen mir zunächst das Gegenwärtige angenehm. Aber wird uns die Zukunft

kunft nicht beunruhigen? Oder ſollen wir, um dieſer Unruhe auszuweichen nicht an die Zukunft denken, ſollen wir ſorglos ſeyn? — Allein können wir es, und wenn wir es könnten, ſollen wir es? — Hängt nicht von unſerer Vorſorge für das Künftige ſo ſehr unſer künftiges Glück ab? Muß der Jüngling nicht fleißig ſeyn, um in ſeinem männlichen Alter, brauchbar zu werden, und ſein Auskommen zu haben; muß der Landmann nicht ſäen und pflügen, wenn er erndten will? Er ſoll beydes, aber wenn er ſeine Pflicht gethan hat, ſich in Anſehung des Gedeyhens auf Gott verlaſſen, und glauben, daß, was ſeine Weisheit auch über die Früchte unſerer Mühe beſchließt, er mag ſie uns genießen laſſen, oder der Froſt mag ſie in der Blüte tödten, oder Näſſe, Dürre, Ungeziefer, ſchon der Reife nahe zerſtören, Hagel den Halm zerknicken, und Sturmwind ihn aus der Wurzel reißen, daß alles dies, was Gott gethan, wohl gethan ſey. Und ſo würde dann der wahre Zufriedene nicht der Sorgloſe, ſondern derjenige ſeyn, der Gott vertraut.

IV.

Ueber den Unterschied der nachahmenden und zeichnenden Künste, wie auch über die Schönheit der Farben.

Die Sprache hatte längſt den Unterſchied der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften dunkel bemerkt, als es endlich auch der Philoſophie gelang *), die Gränzen zwiſchen beyden deutlich und beſtimmt anzugeben. Da die genaue Bezeichnung dieſer Gränzen aus dem innerſten Weſen der Mittel, womit der Virtuoſe auf die Seele wirkt, ſelbſt hergenommen war: ſo war ſie nicht allein für die Theorie, ſondern auch für die Ausübung von mannichfaltigem Nutzen geweſen. Nun hat man ferner die Künſte wiederum in nachahmende und zeichnende eingetheilt; und man begreift unter den Erſtern die Mimik und Muſik, ſo wie unter den letztern die Baukunſt, die Bildhauerkunſt und Mahlerey. Man hat aber die weſentlichen Kennzeichen, woran man die Werke einer jeden von dieſen Gattungen unterſcheidet, noch nicht ſo genau aus einander geſetzt, als es ſcharfſinnige Philoſophen bey den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften bereits gethan haben; man hat ſich begnügt, bloß die Künſte, die

*) Ueber die Hauptgrundſätze der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in Hr. Moſes Mendelsſohns philoſ. Schriften. 2 Th. S. 95.

die unter jede von diesen Abtheilungen gebracht werden, aufzuzählen, ohne zu untersuchen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Sollte ein Versuch die Theorie der schönen Künste auch von dieser Seite zu erweitern, unnütz oder vergeblich seyn?

So weit die gegenwärtige Beobachtung reicht, sind alle Werke der bildenden oder zeichnenden Künste für sie bestehend, so wie aller nachahmenden nicht für sich bestehend; die letztern sind empfindbare Handlungen der vernünftigen Wesen, die erstern unvollkommnere Körper, denen die Kunst die Form der vollkommnern mitgetheilt hat.

Der Mensch kann also auf zweyerley Art Werke hervorbringen, die Vergnügen verursachen. 1. An sich selbst. 2. An andern Körpern; oder durch seine Handlungen, so fern sie Veränderungen seines Selbsts sind, und durch Modificationen und Formen, die er andern Körpern giebt.

Die angenehmen Empfindungen, die er bloß durch sich selbst hervorbringt, sind Empfindungen des Gesichts und des Gehörs. Die erstern entstehen aus der Vorstellung der organischen, und vernünftigen Schönheit seines Körpers, so wie aus der Vorstellung seiner schönen Bewegungen. Die letztern aus den Empfindungen angenehmer Töne, auch so fern sie Ausdrücke der Veränderungen sei-

ner

ner Seele ſind, es ſey natürliche oder willkürliche. Die willkürlichen hörbaren Ausdrücke ſind die Mittel, deren ſich die redenden Künſte bedienen.

Wenn der Künſtler aus andern Körpern ein ſchönes Werk macht: ſo kann es nur geſchehen, indem er ihnen eine Form giebt, die gefällt, es ſey bloß durch die Vergleichung, oder zugleich durch ihre eigene Vollkommenheit und Schönheit.

Die Vergleichung von einander verſchiedener Dinge iſt eine Quelle des Vergnügens ſowohl bey den Werken der nachahmenden, als der bildenden Künſte. Bey den erſtern ſind es vorzüglich die Handlungen und Empfindungen, bey den leztern die Geſtalten, deren Vergleichung Vergnügen macht.

Die Baukunſt ſcheint hier einige Schwierigkeit zu machen. Es ſcheint, daß man ſie weder zu den nachahmenden noch zu den bildenden Künſten rechnen könne; nicht zu den nachahmenden, denn ihre Werke ſind für ſich beſtehend, ſtellen keine Veränderungen vor, und ihre Theile ſind keine Zeichen von etwas außer ihnen; nicht zu den bildenden, ſo fern ſie keinem Werke der Natur ähnlich gemacht ſind, und alſo nicht durch Vergleichung mit demſelben gefallen; die Werke der Baukunſt ſezt der Künſtler ganz ohne Vorbild zuſammen. Die Elemente ihrer Form, welche ihm

die Natur dazu liefert, sind hauptsächlich gerade Linien, die einfachste Art der Ausdehnung, die sich denken läßt. In dieser bildenden Kunst scheint also der menschliche Verstand Schöpfer zu seyn, in allen andern ist er nur Nachahmer. Aber die Muster dieser andern Künste sind auch weit vollkommnere und künstlichere Werke, so daß darin zum Nachahmen mehr Genie gehören kann, als dort zum Erschaffen.

Man kann daher die bildenden Künste definiren durch solche, welche selbständige Werke ausser sich hervorbringen, die Vergnügen verursachen, und alsdann gehört auch die Baukunst zu denselben. Dieses Vergnügen entstehet entweder aus dem Werke selbst, oder auch aus der Vergleichung mit etwas, dem es ähnlich gemacht ist, d. i. mit einem Urbilde. In dieser engern Bedeutung würde die Baukunst nicht zu den bildenden Künsten gehören.

Die Quelle des Vergnügens bey den bildenden Künsten ist die Schönheit der Gestalten. Die Gestalten aber oder Formen der Körper werden durch die äußern Linien bestimmt, aus denen sie zusammengesetzt sind. Die Linien sind, außer ihrer Größe, nur durch ihre Richtungen verschieden, und diejenigen, die nur eine Richtung haben, sind gerade, die mehr als Eine haben, krumme. Der erste nächste Grund, warum Linien, Flächen und Kör-

Körper gefallen, iſt ein ſubjektiver; ſie gefallen nehmlich wenn mehrere derſelben ſo zuſammengeſetzt ſind, daß ſie von dem Anſchauenden leicht zuſammen gefaßt werden können. Das können ſie aber, wenn in ihnen etwas wahrgenommen wird, worin ſie einerley ſind; als Gleichheit, Ebenmaaß, und Eurythmie. Ihre Schönheit kann aber auch einen nächſten objektiven Grund haben, wenn ſie, als Theile eines ſchönen Werkes zu dem Zwecke deſſelben zuſammenſtimmen, und Zeichen davon ſind.

Die Bewegungen ſind Handlungen und alſo Wirkungen einer Kraft; ſie gefallen, ſofern ſie Zeichen von der Vollkommenheit der Kraft ſind. Die Schönheit der Bewegungen kann alſo nur bey lebendigen Weſen Statt finden, oder bey ſolchen, die durch ein inneres unſichtbares Principium bewegt werden. Sie ſind Wirkungen dieſes innern thätigen Principiums und alſo der Ausdruck von ſeinen Veränderungen, von ſeinen Empfindungen und Handlungen und von den Beſchaffenheiten derſelben. Die Eigenſchaften und Veränderungen des belebten Körpers ſind alſo dadurch ſchön, daß ihre Vorſtellung mit der Vorſtellung von ſolchen innern Empfindungen und Handlungen vergeſellſchafftet ſind, die durch ihre Kraft und Leichtigkeit gefallen.

Nach dieſer Zergliederung der Begriffe könnte man nun den Unterſchied zwiſchen den bildenden

und nachahmenden Künsten auch so angeben: die Werke der nachahmenden Künste sind schöne Ganze, deren Theile Bewegungen und Töne sind, ferner: welche die Veränderungen des innern Principiums durch natürliche Zeichen ausdrücken; solche Ganze die nicht aus Bewegungen und Tönen bestehen, oder nicht die Veränderungen eines innern Principiums ausdrucken, sind Werke der bildenden Künste. Aus diesen Kennzeichen, wodurch sich die nachahmenden von den bildenden Künsten unterscheiden, folgt, daß die Theile der erstern auf einander folgen, der letztern aber neben einander sind.

Wir haben gesehen, daß die Bewegungen und Töne der Werke der nachahmenden durch die Vergesellschaftung ihrer Vorstellung mit der Vorstellung der Veränderungen des innern Princip ums gefallen; eben so gefallen auch die Linien und Farben durch die Vergesellschaftung ihrer Vorstellung mit der Vorstellung von etwas, das von ihnen verschieden ist. Hier entsteht die Frage: ist diese Vergesellschaftung nothwendig oder zufällig? Ich nenne die Association zufällig, die keinen innern Grund, sondern einen bloßen äußern hat, die also nicht auf Verbindung und Aehnlichkeit, sondern auf bloßem Zusammenseyn beruhet. Sind daher gewisse Bewegungen und Töne mit gewissen Empfindungen, gewisse Linien und Farben mit gewissen Eigenschaften und Zuständen bloß darum in unserer Ein-

Einbildungskraft vergesellschaftet, weil wir sie oft zusammen empfunden haben, oder hat diese Vergesellschaftung noch einen weitern innern Grund?

So viel ich mich erinnere, ist diese Frage noch nicht beantwortet, ja selbst noch nicht aufgeworfen worden. Man hat angenommen, daß gewisse Bewegungen, Töne und Linien gefallen, weil die Vorstellungen von denselben mit den Vorstellungen von Sanftmuth und Güte des Herzens vergesellschaftet sind, ohne weiter zu fragen, ob diese Vergesellschaftung in einer gewissen natürlichen Beschaffenheit derselben einen Grund habe, oder nur darin, daß man beyde immer bey einander gefunden hat.

Daß die Eigenschaften und Veränderungen des Unkörperlichen und Unsichtbaren vieles mit den Eigenschaften und Veränderungen des Sichtbaren und Hörbaren gemein haben, scheint schon daraus zu erhellen, daß in allen bekannten Sprachen beydes oft auf einerley Art benennt wird, daß man sowohl Linien und Töne, als Empfindungen, Gemüthsbewegungen, Handlungen und Sinnesart sanft oder heftig nennt. Das scheint voraus zu setzen, daß es allerdings in den Eigenschaften und Veränderungen des Sichtbaren und Unsichtbaren etwas gebe, worin sie einander ähnlich sind. Was ist aber das, worin sie einander ähnlich sind? Das ist die Schwierigkeit. — Die letzten Gründe

des ſinnlichen Wohlgefallens liegen ſo tief in der Seele verſteckt, und unter ſo unendlich vielen Vorſtellungen eingehüllt, in jeder Empfindung ſind ſo unendlich viel kleine unmerkliche Vorſtellungen zuſammengedrängt, daß es kein Wunder iſt, wenn ſie ſo ſchwer zu unterſcheiden ſind. Es wird mich daher gar nicht befremden, wenn das, was ich darüber bemerkt zu haben glaube, nicht einem jeden auf den erſten Anblick einleuchtend und überzeugend ſcheint. Eben ſo wenig, werde ich mir einbilden, alles bemerkt, oder alles gehörig geordnet zu haben.

Innere Kraft wird durch äuſſere Handlungen und alſo durch Bewegung bemerkbar. Die Bewegung unterſcheidet ſich nur durch ihre Größe und Richtung. Wir erkennen die Größe und Stärke der Kraft aus der Größe und Leichtigkeit der Handlungen. Leichte und geſchwinde Bewegung iſt eine größere Bewegung, und die Kraft, welche ſie wirkt, eine größere Kraft. Die langſame des Kriechens ſowohl als die mühſame des plumpen Springens mißfallen beyde: in beyden iſt die Bewegung gering und ſchwer, und darin ſind ſie der Kraft ähnlich; die Kraft iſt gering, denn ſie bewegt in geringerm Grade und nicht ohne Mühe.

Die Richtung ſcheint mehr Schwierigkeit zu machen. Sie iſt entweder einerley oder ſie verändert ſich, und ihre Abänderungen können ins Un-

Unendliche verſchieden ſeyn. Unter dieſen geben diejenigen der Bewegung Schönheit, die allmählig aufeinander folgen; die plötzlichen Abänderungen ſind nicht ſchön, aber ſie können erhaben werden. Eine gemäßigte Geſchwindigkeit der Bewegung in einer Linie von mäßiger Biegung hat ohne Zweifel eine eben ſo große Aehnlichkeit mit einer ſanften Leidenſchaft, als das Erheben des Körpers mit dem Eindruck des Großen, und das Niederſinken mit dem Gefühl des Niedrigen, das ſchmachtende Hängen des Hauptes mit der Empfindung der Kraftloſigkeit.

Wie wird hier die Bewegung des Körpers dem Zuſtande der Seele ähnlich? Fühlt etwan die Seele die Eigenſchaft ihres Zuſtandes mit, das Gemäßigte, das Hohe, das Niedrige? Wird dieſe Idee herrſchend, und, wenn die Empfindung von einer Bewegung des Körpers begleitet werden ſoll, wird es der Seele leichter, diejenige hervorzubringen, die ihrem Zuſtande verwandter iſt, als jede andere? indem ſie beyde unter einer Idee befaßt, ſich in der Lenkung ihres Körpers erleichtert fühlt, und durch die Verſtärkung des Zuſtandes, der ihr gefällt, mit ähnlichen Bewegungen des Körpers ihr Vergnügen vermehrt?

Vielleicht iſt es nicht nöthig, ſo weit in die Tiefen der Seele hinabzuſteigen, um ſich zu über-

zeugen, daß die Schönheit der Bewegungen und Linien nicht in einer bloßen zufälligen, sondern in einer nothwendigen Vergesellschaftung der Ideen gegründet sey. Wenn das Sanfte und Gemäßigte in der Seele gefällt: so muß das Sanfte und Gemäßigte in den Formen schon an und für sich, und ohne Verbindung mit dem Sanften der lebendigen Kraft gefallen. Allerdings wird es in dieser Verbindung mehr gefallen, und zwar auch um der Ursach willen, warum die gerade Linie in der Baukunst gefällt, — weil es ein Zeichen von einer Vollkommenheit ist, von dem Leben der innern Kraft, die leicht und ohne Heftigkeit wirkt.

Die Schönheit der Bewegungen und Linien wäre also eine doppelte, die eigenthümliche und die Zeichenschönheit. Eben so ist es mit den Farben. Bey diesen kommen eben so, so wie bey den Linien und Bewegungen Fragen vor, die sich nicht anders beantworten lassen, als wenn man die doppelte Art der Schönheit, der eigenthümlichen und der Zeichenschönheit annimmt. Warum gefällt unserm Auge bald diese Farbe, bald eine andere? warum muß dieses schöne Werk, wenn es uns gefallen soll, eine hellere, ein Anderes eine dunklere, ein Anderes eine sanftere, ein Anderes gar keine Farbe haben? Die Wände eines Zimmers können stark und hell gefärbt seyn, die äußern Mauern eines Gebäudes schwach oder gar nicht; ein Gemälde

Univ. Bibl. München

wälde muß die Farben der Körper nachahmen, eine Bildsäule keine andere, als die einfache weiße Farbe seines Stoffes, haben. Warum gefällt eine Farbe in einem Gegenstande, die in einem andern mißfällt? die grüne Farbe, die uns gefällt, wenn die Natur ihre Fluren darein kleidet, warum mißfällt sie uns in dem Antlitz des Menschen?

Wir würden diese Fragen besser beantworten können, wenn unsere Ideen von den Farben nicht noch undeutlicher wären, als die Ideen von Gestalten, Bewegungen und Tönen. Vermöge dieses Umstandes hängt das Vergnügen, das sie uns verursachen, noch weit mehr von der Beschaffenheit unserer Sinnglieder ab, als das Vergnügen, das uns der Anblick der Formen und Bewegungen gewährt. Schwachen und empfindlichen Augen sind helle und heftige Farben beschwerlich, sie blenden, statt angenehm zu erleuchten; starken und weniger empfindlichen sind sie fade und unbedeutend.

Die bloße Empfindung läßt uns auf eine gewisse Harmonie der Farben unter einander schließen; einige derselben machen, wenn sie neben einander gestellt sind, einen angenehmen Eindruck, andere einen unangenehmen. Wir urtheilen daraus, daß es unter den Farben eine gewisse Harmonie und Disharmonie gebe, wie unter den Tönen, aber, aus welchen Verhältnissen diese Harmonie entspringe,

das

das können wir nicht angeben, und daher haben wir keine Theorie dieſer Harmonie der Farben, ſo wie wir eine Theorie der Harmonie in der Tonkunſt haben. Das läßt ſich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß unſere Empfindungen von den Farben weit ſinnlicher ſind, als unſere Empfindungen von den Tönen, und das iſt ſchon darum natürlich, weil die Bewegungen der Lichttheilchen ſo beträchtlich ſchneller ſind, als die Luftſchwingungen, deren Vorſtellung in der Seele die Empfindung des Schalls und der Töne hervorbringt.

Es iſt unläugbar, daß es Farben giebt, die eine eigenthümliche Schönheit haben, ſo wie andere, die an ſich häßlich ſind. Das milde Azur des Himmelsgewölbes, das erquickende Grün der Frühlingsflur, das ſanfte Roth der Roſe, das hochrothe des weſtlichen Himmels beym Untergehen der Sonne ergötzen das Auge, indeß uns vor dem Gelbgraulichen und Falben beynahe eckelt. Dieſe Wirkungen der Farben auf unſer Gefühl können als allgemein angeſehen werden; ſollten ſie ſich bey dieſem oder jenem anders finden, ſo müßte dieſe Verſchiedenheit in der Verſchiedenheit der Organiſation gegründet ſeyn. Von dieſen Wirkungen läßt ſich ſchwerlich ein Grund angeben, wenn er nicht in der verſchiedenen Art liegt, wie die Farben die Seele afficiren; die eckelhaften ſo unbeſtimmt, wie gewiſſe Empfindungen des weichlichen

bey

bey dem Berühren, und des Faden bey dem Geschmack; die angenehmen bestimmt und kräftig.

Ausser dieser eigenthümlichen Schönheit haben aber die Farben noch eine Schönheit, so fern sie zu der Wirkung beytragen, welche ein schöner Gegenstand auf unsere Seele macht. — Ein jeder Körper muß seine Umrisse durch das Licht, sichtbar machen, es sey durch das Licht, das er selbst in unsere Augen schickt, oder durch dasjenige, welches die ihn umgebenden Körper zurückwerfen; er muß weiß, gefärbt oder schwarz seyn. Wodurch wird die Wahl der Farbe, die ihn sichtbar machen soll, bestimmt werden? —

Ist der Gegenstand ein Werk der Kunst, ahmt er also irgend einen Theil der Natur nach: so fragt es sich, ob er außer der Form auch die Farben des Naturkörpers nachahmen soll. Ein Gemälde gefällt uns, wenn darin außer der Form auch die Farben nachgeahmt sind; die Bildsäule, die einen Menschen vorstellt, würde unangenehme Empfindungen verursachen, wenn sie auch die natürlichen Farben des menschlichen Körpers nachahmte. Es giebt Personen, die eine menschliche Figur in Wachs, von natürlicher Größe, mit den Farben des menschlichen Körpers, und den gewöhnlichen Kleidern, nicht ohne Schauder ansehen können. Dieser Schauder hat wohl keinen andern Grund, als die gar zu große Aehnlichkeit der Kunst-

Künstwerkes mit dem Menschen. Diese verursacht eine so vollständige Täuschung, daß wir das Bild für den Menschen selbst halten, und nun macht die Bewegungslosigkeit der Bildsäule auf uns eben die Wirkung, die ein lebender und aller Bewegung beraubter Mensch auf uns machen würde. Ob das Bild eines Thieres, mit seinen natürlichen Farben uns eben so afficiren würde, getraue ich mir nicht zu entscheiden, an mir selbst habe ich darüber keinen Versuch angestellt. Sollte es nicht seyn, oder sollte es einen geringern Abscheu hervorbringen, so würde dadurch die Art, wie ich mir diese Erscheinung erkläre, noch mehr bestätigt werden. Ist stelle mir nehmlich vor, daß der Schauder, welchen wir bey dem Anblick eines menschlichen Bildes mit natürlichen Farben und von natürlicher Größe, empfinden, aus der Sympathie entspringe, die bey dem Anblicke eines zum Leben bestimmten Wesens, welches wir in dem Zustande einer gänzlichen Bewegungslosigkeit sehen, im höchsten Grade unangenehm seyn muß. So wie diese Sympathie mit einem Wesen unserer Art, dessen Empfindungen ganz den unsern ähnlich sind, größer und stärker seyn muß, so muß jede unangenehme Empfindung, die ein solcher Anblick verursacht, im höhern Grade stark und heftig seyn.

Wenn wir aber nun ferner die sichtbaren Gegenstände an sich, ohne Rücksicht auf Nachahmung be-

betrachten, was wird alsdann die Schönheit ihrer Farben bestimmen? Ich antworte: Der Grad der Vollkommenheit der Form, mit dem die Farbe, wenn sie schön seyn soll, harmoniren muß.

1. Die Farbe harmonirt aber mit der Form, wenn sie die Schönheit derselben, anstatt sie zu schwächen und zu verdunkeln, erhöhet, und ihren Eindruck verstärkt. Dieses Gesetz ist von weiterm Umfang, als es vielleicht auf den ersten Anblick scheint. Die Natur scheint es in ihren schönsten Werken durchgängig beobachtet zu haben, und die Kunst muß, wenn sie gefallen will, diese Weisheit der Natur nachahmen. Hat die Form eines Werkes einen hohen Grad von Schönheit, so würde sie durch die Anmuth, die Helligkeit und den Glanz der Farben verdunkelt werden; der Reitz der Farben würde die Seele zu sehr afficiren, als daß er den Eindruck von der Schönheit der Formen nicht schwächen sollte. Ist die Form nicht sehr zusammengesetzt, und bedarf sie, wenn ihre Schönheit empfunden werden soll, keiner aufmerksamen Zergliederung, hat sie gar keine oder keine beträchtliche Schönheit: so kann aller Reitz in die Farben gelegt werden, sie können den höchsten Grad der Anmuth und Schönheit erhalten. Da die Seele von der Schönheit der Form kein beträchtliches Vergnügen zu erwarten hat, so kann sie, dem Eindrucke des Ganzen unbeschadet, ganz bey dem Anblick der

Farben verweilen, und sich dem Vergnügen, das sie gewähren, ungetheilt überlassen.

Man würde die Beobachtung dieses Gesetzes in allen harmonischen Abstufungen der beyderley Arten von Schönheiten, in der Natur noch reiner und genauer bemerken können, wenn die schaffende und ordnende Weisheit ihres Urhebers nicht immer die Absichten des Nutzens und Vergnügens mit einander verbunden hätte. Indeß schimmern die Spuren dieser herrlichen Harmonie der Bestandtheile der Schönheit, doch mitten unter den übrigen wohlthätigen Absichten der Natur aufs deutlichste hervor. Da wo die Natur bloß erhaben ist, in den kolossalischen Bergmassen, die ihre Häupter in den Wolken verbergen, bedeckt sie sich mit den unbedeutenden Grau nackter Gesteine, indeß sie sich in den anmuthigen Hügeln und Gefilden mit dem erquickenden Grün der Aenger und Wälder umkränzt. Das schöne Himmelsgewölbe kleidet sie in ein mildes Blau, lebhaft genug die Schönheit seiner sphärischen Form zu erhöhen, aber nicht glänzend genug, um das Auge gegen diese Schönheit der Form unempfindlich zu machen; indeß sie den erhabenen Ocean in ein falbes Meergrün hüllt, und bloß durch die Unermeßlichkeit seiner Ausdehnung und die Allmacht seiner bewegungsvollen Masse unser Staunen und unsere Bewunderung erregt.

In dem Verhältniß, worin ihre Formen an Schönheit zunehmen und zusammengesetzter werden, mildert sie das Licht ihrer Farben, und bleibt endlich mit ihrer sanften Abstufung bey dem Meisterstück ihrer Bildungskunst, bey dem menschlichen Körper stehen. Hier verliehrt sich ihre Farbenbekleidung in die schwindende Schattirung einer sanften Röthe, die sie der rührenden Schönheit des menschlichen Antlitzes anhaucht. In den schönsten Kindern ihres Pflanzenreichs pflegt sie immer die Schönheit der Bildung entweder durch die Lebhaftigkeit des Kolorits zu ersetzen oder durch die Sanftheit desselben zu erhöhen; sie giebt der duftenden Nelke das tiefe kräftige Roth, oder das mannichfaltige Bunt wechselnder Farben, und kleidet die reizende zierliche Form ihres Lieblings, der Rose, in das sanfte Erröthen der jugendlichen Schönheit.

Wenn wir nach diesem Gesetze die Schönheit der Werke der bildenden Künste prüfen: so werden wir leicht gewahr, daß ihre Farbe in eben derselben Harmonie mit ihren Formen stehen müsse. Die Mahlerey ahmt die Farben der Gegenstände selbst nach, sie kömmt also hier nicht in Betrach-

tung. Wie wird ſich aber Bildhauerkunſt und Baukunſt in Anſehung der Farbe ihrer Werke verhalten? Beyde kommen darin überein, daß keine ſie in ihren Werken nicht nachahmet, die eine, weil ſie nicht darf, die andere, weil ſie nicht kann. In beyden werden die Kunſtwerke die vollkommenſten ſeyn, wenn der Ton ihrer Färbung mit der Vollkommenheit der Form im umgekehrten Verhältniſſe ſteht; wenn die vollkommenſte Geſtalt, das ſchönſte Werk der Baukunſt, durch die unbedeutendeſte, am wenigſten auffallende Farbe ſichtbar wird. Das einfache kunſtloſe Bürgerhaus mag durch einen ſchreyenden Anſtrich in die Augen zu fallen ſuchen; ſein Anſtrich iſt alles, wodurch es die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen kann; der prachtvolle Pallaſt, der erhabene Tempel, deſſen Baukunſt dem Genie des Architekten Ehre machen ſoll, muß allein durch die Größe ſeines Umfanges und die Richtigkeit der Symmetrie in allen ſeinen großen und kleinen Theilen, die verſtändige Oekonomie und die weiſe Harmonie ſeiner Verzierungen das Auge des Schauers feſſeln. Auch in dem Innern, wird an den Abtheilungen, wo der Genius der Architektur herrſchen ſoll, die Befärbung eben ſo wenig auffallend, eben ſo unbedeutend ſeyn, als

an

an dem Aeußern; das Innere der Tempel, die Säulengänge, die Stiegen, die Prachtsäle in den Pallästen, werden durch ihre bescheidne Farbe der architektonischen Kunst nichts von ihrer Kraft nehmen, und die ganze Schwelgerey des Kolorits wird sich in die entferntern Wohnzimmer zurück ziehen müssen. Hier können sie den Charakter des Zimmers bestimmen helfen, den ihm der Zweck, zu dem es angelegt ist, geben wird.

2. Eine andere Art der Harmonie der Farbe mit dem Werke ist ihre Harmonie mit der Bestimmung, dem Zweck und der Natur desselben. Alsdann wird sie zugleich ein Zeichen der Vollkommenheit des Werkes und erhält eine Schönheit, welche ich ihre Zeichenschönheit genannt habe. Diese Zeichenschönheit der Farben kann nur bey den Werken angebracht werden, die überhaupt eine Schönheit der Farben zulassen. In der Baukunst ließen sich in einigen inneren Theilen des Gebäudes schöne Farben anbringen, und ihre Wahl kann bis auf einen gewissen Grad mit einiger Genauigkeit durch die Bestimmung des Gemachs bestimmt werden. Eine gottesdienstliche Kapelle wird nur mit einer sanften, nicht sehr hellen und auffallenden Farbe schön seyn

können; eine starke, brennende, glänzende würde dem Zwecke eines Andachtshauses entgegen seyn, sie würde die Aufmerksamkeit zerstreuen, und die Sammlung des Gemüthes hindern.

Die Verfeinerung der neuesten französischen Baukunst, deren egoistischer Genius, sich ganz an der innern Verschönerung der Gebäude zu erschöpfen scheint, hat in diesem Stücke Wunder gethan, von denen ich nur dies unschuldigste Beyspiel anführen will. Sie hat richtig bemerkt, daß starke und glänzende Farben eben so gut die Aufmerksamkeit fesseln, als starke und schmetternde Töne. Sie hat bemerkt, daß alles, was die Aufmerksamkeit anzieht, was die Sinnen und den Geist beschäftigt, auch den Schlaf hindere. Nach diesen unläugbaren Voraussetzungen wählt sie nur die sanftesten, mildesten Farben, für die Wände eines Zimmers, worin ein unthätiger, weichlicher Sybarit, den keine Arbeit die Augenlieder schwer macht, soll entschlafen können.

Nach eben diesen Grundsätzen lassen sich auch die Ursachen der Schönheit der Farben in den Kleidern angeben. Eine Frau von Geschmack pflegt diese so zu wählen, wie sie zu ihrer Gesichtsfarbe so wohl, als unter einander harmoniren. Sie pflegt den Ton

der

der Farben bald zu mildern bald zu verſtärken, je nachdem ſie ihre lebhaften oder ſanften Reitzen unterſtützen, bald die lebhaftern ſanfter machen, oder die ſanftern beleben will. Wenn ſie in ihrem Anzuge einmahl einen Ton angegeben hat, ſo wird ſie ſich auch darin zu erhalten ſuchen, ſie wird alles vermeiden, wodurch er entweder wider ihre Abſicht könnte zu ſehr geſchwächt oder zu ſehr verſtärkt werden. Eine pariſiſche Petitemaitreſſe wird an einem öffentlichen Orte ihre vertrauteſte Freundin verkennen, wenn ſie in eine Farbe gekleidet iſt, durch deren Kontraſt die ihrige zu ſehr könnte gehoben, oder zu ſehr herabgeſtimmt werden.

Außer dieſer Art der Harmonie der Kleiderfarben giebt es nun auch noch eine andere, wovon ihre Zeichenſchönheit abhängt, nehmlich die Harmonie derſelben mit dem Stande, dem Geſchlechte und dem Alter. Dieſelbe Farbe, welche mit der Lebhaftigkeit der Jugend harmonirt, und die friſche blühende Schönheit ziert, würde die verblühende, alternde Matrone entſtellen. Die lebhafte Roſenfarbe, welche der erſtern ſo angenehm zuſtimmt, die Aufmerkſamkeit auf ein Geſicht zieht, wo ſie nicht getäuſcht wird, und den Wunſch

zu gefallen und bemerkt zu werden verräth, wenn Alter und Liebenswürdigkeit ihn noch rechtfertigen, würde in einem bejahrten Frauenzimmer den Mangel seiner Reitzungen nur noch sichtbarer machen, und Absichten verrathen, die Verachtung erregen. Eine verständige Frau wird bey Zeiten merken, daß sie Ansprüche, die nur in dem jugendlichen Alter gefallen, lächerlich machen würden, daß die einzigen Empfindungen, die sie erregen soll, Empfindungen der Achtung und Ehrfurcht seyn müssen, und daß sie diese Gesinnungen durch die Wahl solcher Farben ausdrücken muß, die die Augen weniger auf die Körperlichen Reitze ziehen, und durch ihre Bescheidenheit mit den Tugenden ihres Alters im Einklange stehen.

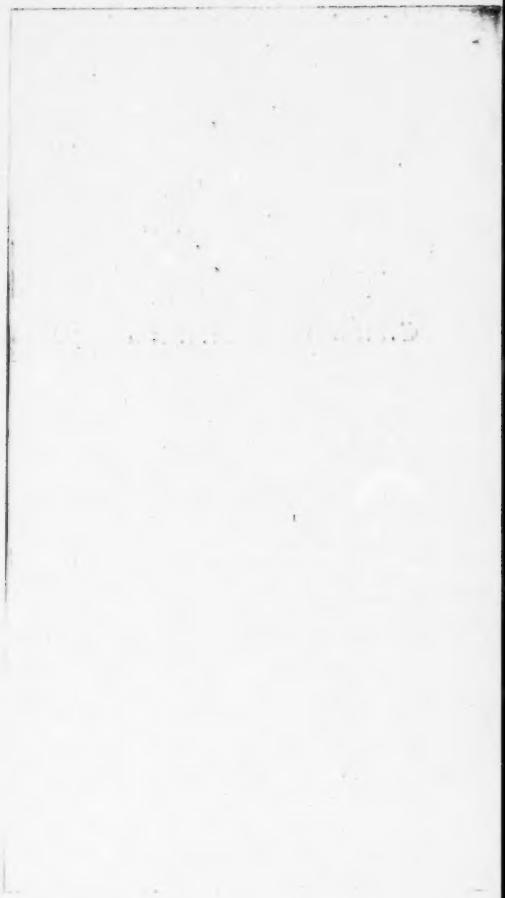
V.

V.

Clairsens und Tiefheim

oder

von dem gemeinen Menschenverstande.



Clairsens und Tiefheim, der Erstere von französischer, der Andere von deutscher Abkunft, hatten sich in Morges, einem angenehmen Städtchen des Pais de Vaud, niedergelassen, um daselbst in einer gelehrten und anständigen Muße, unter einer geistreichen Gesellschaft, die die Schönheit der Natur und die Zwanglosigkeit des Umganges von je her dahin gezogen hat, ihre übrige Lebenszeit hinbringen zu können. Sie hatten sich in den täglichen Kreisen, worin sich immer einerley Gesellschaft versammlete, bald näher kennen gelernt, und ein gemeinschaftlicher Geschmack an den Vergnügen des Geistes, insonderheit an philosophischen Untersuchungen, hatte bald ihre Bekanntschaft zu der Innigkeit und Vertraulichkeit der Freundschaft erhoben. Dieser Geschmack war indeß alles, was sie gemein hatten; in ihren Meinungen waren sie so gar bis auf ihre Grundsätze verschieden. Weit entfernt aber, daß diese Verschiedenheit die Mittheilung ihrer Gedanken hätte hindern sollen, so unterhielt sie vielmehr ihren philosophischen Umgang, indem sie ihren Unterredungen sowohl den Stoff als das Interesse freundschaftlicher Streitigkeiten gab.

Clairsens war in Paris zu einem künftigen Weltmanne erzogen, und frühzeitig in die Gesellschaft angenehmer und aufgeklärter Personen von verschiedenem Stande und Geschlechte eingeführt worden. Er hatte in der Folge eine geraume Zeit in der Königlichen Seemacht gedient, hatte verschiedenen Feldzügen beygewohnt, und, nachdem ihn einige Wunden zum Dienste untüchtig gemacht, seinen Abschied genommen. Sein Vermögen, das gröſstentheils aus Leibrenten bestand, reichte gerade hin, ihm in einer kleinen Provinzialstadt, wie Morges, sein anständiges Auskommen zu verschaffen, und in dies.m Hafen seiner irrdischen Glückseligkeit, hatte er, wie er sich im Scherz auszudrucken pflegte, sein durchlöchertes und entmastetes Schiff abgetakelt, um nicht eher wieder, als nach dem Lande der ewigen Ruhe, auszulaufen.

Tiefsheim, der Sohn eines gelehrten Landgeistlichen im Herzogthum Wirtemberg, hatte von Kindheit auf eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung erhalten. Seine meiste Gesellschaft war die Gesellschaft seiner gründlichen Bücher und seines eben so gründlichen Vaters gewesen; die einzige Abwechselung seiner Jugendschicksale hatte darin bestanden, daß er die Schatten der Bäume seines Dorfes mit den Schatten einer Stadtschule vertauschte. Durch diese Lebensart hatte sich der

Hang

Hang zur tiefen Spekulation, wozu ihm sein erster Unterricht den Stoff gegeben hatte, so festgesetzt, daß er denselben sein ganzes Leben hindurch behielt. Er war, nach Vollendung seiner akademischen Studien mit einem reichen Jünglinge auf Reisen gegangen; allein ein so später Umgang mit der Welt, hatte einen so tiefeingedrungenen Trieb zu einem beschaulichen Leben eben so wenig auslöschen, als die flachere Unterhaltung der feinern Gesellschaft seinen tiefen Forschungsgeist schwächen können. Er hatte sich mit dem Vermögen, das ihm durch den Tod seiner Eltern zugefallen war, und einem Gehalte, das er von seinem Zögling erhielt, nach der Endigung seiner Reise, in das angenehme Städtchen, wo Clairsens seinen Wohnsitz genommen, zurückgezogen, um daselbst den Rest seiner Tage seiner Lieblingsneigung ungestört nachzuhängen.

Es war natürlich, daß zwey so verschieden gebildete Männer über tausend Gegenstände verschieden denken mußten. Die Unabhängigkeit, worin sie lebten, konnte sie nicht hindern, bey jeder Gelegenheit ihre Meynung ohne Zurückhaltung zu sagen, indeß die Uneigennützigkeit und der Ton der gegenseitigen Achtung, womit sie ihre freundschaftlichen Streitigkeiten unterhielten, jeden Schatten der Hitze und der Rechthaberey aus ihrer Unterredung entfernte. So lange sie schon mit einan-

nander gestritten hatten, so standen sie doch noch bey dem Eingang in das Heiligthum der Weltweisheit, bey der Frage, über den Richter in philosophischen Streitigkeiten, oder vielmehr über die Gränzen aller philosophischen Untersuchungen. Clairsens behauptete, daß sich die Philosophie bey den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes beruhigen, und so oft sich dieser mit der vorwitzigern Wissenschaft im Widerspruche finden sollte, seinen Entscheidungen unterwerfen müsse. Nach seiner Meynung sey es eben so vergeblich, als unnütz, unsicher und gefährlich über die Gränzen seines Gebietes hinausgehen zu wollen. Jenseit dieser Grenzen, pflegte er hinzu zu fügen, muß sich eine zu kühne Philosophie nothwendig in die dunkeln und grundlosen Wildnisse des Skepticismus verirren, und die geraden zur Glückseligkeit leitenden Pfade der Religion und der Sittenlehre aus den Augen verliehren.

Diese vorsichtige Philosophie schien Tiefsheims unerschrocknern Philosophie zu verzagt. Er glaubte in den dämmernden Gefilden und auf dem schlüpfrigen Grunde der übersinnlichen Wissenschaft sichere Gänge entdeckt zu haben, die sich in einer Entfernung, die geübtern Augen, seiner Meynung nach, nicht unabsehlich sey, wieder in die Lustpfade der Religion und der Sittenlehre hineinschlängen. — Allein alle seine Gründe hatten seinen Freund nicht überzeugt.

In

In dieſer Lage waren die Sachen, als Tiefheim einſt an einem ſchönen Frühlingsmorgen ſeinen Clairſens in ſeinem Garten beſuchte. Er fand ihn in einer Weidenallee an einem kleinen Waſſergraben mit einem Buche in der Hand. Es war Dav. Humens Abhandlung über die menſchliche Natur. Der Inhalt dieſes Werk, der mit ihren bisherigen Streitigkeiten ſo nahe verwandt iſt, mußte ihre Unterredung ganz natürlich bald in ihr gewöhnliches Gleis bringen. Unvermerkt fanden ſie ſich in ein Geſpräch vertieft, wovon folgendes der Hauptinhalt iſt.

Clairſens. Nun ſo weit, Tiefheim! müſſen Sie dem Strome der Spekulation folgen, wenn Sie Einmahl das Gebiet des gemeinen Menſchenverſtandes verlaſſen haben; Sie müſſen nicht allein das Daſeyn der Körperwelt, Sie müſſen ſelbſt das Daſeyn der Geiſterwelt leugnen. Wenn Hume mit allen den Spitzfindigkeiten, womit er die Leſer verwirrt, die Nothwendigkeit, ſich in die ruhigen Gefilde des gemeinen Menſchenverſtandes zurückzuziehen, will ſichtbar machen: ſo iſt er mein Mann.

Tiefheim. Er iſt auch der Meinige, was er übrigens wollen mag. Denn das, dünkt mich, hat er gut genug gezeigt, daß uns alle unleugbare Erfahrungen, die wir haben können, nur

von

von der Wirklichkeit unſerer Vorſtellungen überzeugen.

Clairſens. Allein da läßt er ſie ſtehen. Wollen ſie dann nun glauben, daß es keine Körper gebe, welchen dieſe Vorſtellungen entſprechen; ja nicht einmahl Geiſter, worin dieſe Vorſtellungen ſind?

T. Das iſt freylich ſchlimm genug, daß er uns ſtehen läßt. Wer hindert uns aber, ſelbſt weiter zu gehen, und uns durch unſere Vernunft von dem Daſeyn der Körper und Geiſter zu überzeugen?

Cl. Sie wollen gewiß ſagen, wer hindert uns in der Geſellſchaft unſeres ſchlichten Menſchenverſtandes zu bleiben und gegen die Sirenenſtimme der Spekulation unſere Ohren zu verſtopfen?

T. Ich frage Sie erſtlich, Clairſens! ob dieſe ſo ſcheinbare philoſophiſche Nüchternheit dann ſo nöthig iſt, als man ſagt, ja, wenn ſie auch noch ſo nöthig wäre, ob ſie möglich iſt, ob ſie von uns abhängt?

Cl. Sie hängt von uns ab, ſo wie die Ueberzeugung von einer Wahrheit überhaupt von uns abhängt. Sollte ich mich nicht überzeugen können, daß keine Wahrheit dem gemeinen Menſchenverſtande widerſprechen dürfe? daß es, — um bey dem Falle ſtehen zu bleiben, von dem wir ausge-

gegangen sind — ungereimt sey, das Daseyn einer Körperwelt zu leugnen, so bald es sich zeigen läßt, daß eine so abentheurliche Behauptung dem gesunden Menschenverstande widerspricht?

T. Ich frage: welchem Menschenverstande? Haben Sie wohl je daran gedacht, sich von diesem Zauberworte Rechenschaft zu geben, seine Bedeutung und seinen Umfang genau zu bestimmen?

Cl. Es würde Pedanterey seyn, ein Wort erklären zu wollen, das in jedermanns Munde ist, und einen Begriff auseinander zu setzen, den jedermann in sich fühlt, wo er anders auch seinen Antheil an dem gemeinen Menschenverstande erhalten hat.

T. Daß ein Mensch den gemeinen Menschenverstand besitzt, daraus würde nun wohl noch nicht folgen, daß er auch einen deutlichen und genau bestimmten Begriff davon habe. Wir sprechen alle in Prosa, wie viele sind aber, die wissen, was Prosa ist? Haben wir von allen Vermögen, Kräften, Eigenschaften und Theilen unsers ganzen Wesens deutliche Begriffe? — Und daß ein Wort in jedermanns Munde ist, dadurch wird seine Bedeutung gerade nur noch schwankender; wenn die Umrisse des Begriffes, den es ausdrückt, nicht auch den Sinnen scharf genug vorgezeichnet sind, so bestimmt sie ein jeder nach seinem Gefallen. Und

das ist bisher dem Begriffe über den wir streiten, noch immer widerfahren. Ich glaube, daß es nicht leicht einen schwankendern in dem ganzen Wörterbuche der spekulativen Philosophie gebe. Ein scharfsinniger Philosoph hat die Regel festgesetzt: „So oft eine metaphysische Untersuchung „auf eine Behauptung führt, die den wesentlichen „Vollkommenheiten der Gottheit entgegen ist, so „muß ich sie auf den gesunden Menschenverstand „zurückführen *).„ Diese Regel kann ich annehmen und verwerfen.

Cl. Wie so?

T. Wie so? — Bloß nachdem ich mir unter dem gesunden Menschenverstande etwas anders

*) S. Essay für les justes bornes qu' on doit assigner aux speculations Metaphysiques par M. *Beguelin*, in den Nouv. Mem. de l' Acad. de Berlin 1780. S. 381. Von den Zehn Beyspielen, die der scharfsinnige Verfasser in dieser Abhandlung von solchen Fällen anführt, worin man die Zweifel der Spekulation unterdrücken, und sich auf die Ausprüche des Gemeinsinnes (Sens commun) verlassen müsse, sind einige so beschaffen, daß die Ausprüche des Gemeinsinnes eine allgemeine Gültigkeit haben, andere aber nur eine Gültigkeit für denjenigen, der nicht in alle Tiefen der Philosophie eindringen kann oder eindringen will. Von der ersten Art sind die Zweifel gegen die Freyheit der menschlichen Seele, denn diese beruhet auf unleugbaren Erfahrungen des innern Gefühls, welche zu den eigentlichen ersten Wahrheiten gehören. Alle Zweifel, die solchen Wahrheiten entgegen sind, müssen nothwendig falsch seyn. Die übrigen können wenigstens wahr seyn, und ihre Unrichtigkeit muß daher durch tiefsinnigere Untersuchungen dargethan werden, die aber freylich nicht jedermanns Sache sind.

ders denke. Verstehe ich darunter die unleugbaren Wahrheiten, die in den Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß und den unmittelbaren Erfahrungen enthalten sind, so werde ich die Regel ohne Bedenken annehmen; denn das sind die ersten Wahrheiten, von denen ich bey allen Untersuchungen ausgehen, und auf die ich bey allen Untersuchungen zurückkommen muß. Ueber sie hinauszugehen, ist unmöglich, da sie an und für sich selbst unleugbar sind, und es keine andere Wahrheiten geben kann, die noch evidenter wären. Die Sätze: eine jede Größe ist sich selbst gleich, — Was ist, ist, — bedürfen keines Beweises und können auch nicht bewiesen werden, weil sich keine evidentere Wahrheit denken läßt. Zweifel, die man gegen solche Wahrheiten des gesunden Menschenverstandes machen wollte, würden mich nicht irre machen dürfen, weil man gegen unleugbare Wahrheiten keine wahren Zweifel aufbringen kann; ob es gleich zum Vortheil der Wissenschaften gereicht, die Grundlosigkeit selbst solcher Zweifel zu zeigen. Der Philosoph, der die Einwürfe gegen die Möglichkeit der Bewegung dadurch hob, daß er auf und ab ging, that ganz recht. Sie sehen aber leicht, daß der angeführte Schriftsteller unter den Wahrheiten des gemeinen Menschenverstandes ganz andere versteht. Denn die Wahrheiten, welche das Daseyn und die Vollkommenheiten Gottes betreffen, können bewiesen

werden; sie gehören also nicht zu den schlechterdings ersten Wahrheiten des menschlichen Verstandes.

Cl. Wie aber? wenn wir nicht immer zu diesen ersten Wahrheiten zurückgehen könnten? Sollten wir dann nicht bey einigen ausgemachten Sätzen dürfen stehen bleiben, über die der philosophische Vorwitz oft, und nie ohne Gefahr, hinauszufliegen gewagt hat? Sollte ich alsdann nicht diese die ersten Wahrheiten nennen dürfen; die ersten, weil der menschliche Verstand, wenn er anders sicher gehen will, alle seine Untersuchungen von ihnen anfangen muß; Sollten diese nicht Wahrheiten des gemeinen Menschenverstandes seyn?

T. Darf ich fragen: warum sie es so unsicher halten, auf die wahren Grundsätze der menschlichen Erkenntnisse zurückzugehen?

Cl. O! ist das noch Fragens werth? Sehen Sie nicht, wie es denen ergangen ist, die ein solches Abentheuer versucht haben? Sie haben sich in den Labyrinthen des wildesten Skepticismus verirret, sie haben an dem Daseyn der Körper gezweifelt, sie haben endlich die Welt mit der Gottheit vermischt.

T. Das haben sie freylich leider! Allein wenn sich einige darin verlohren: so haben sich dafür andere glücklich hindurch gefunden, und, was noch

noch verdienſtvoller iſt, ſie haben andern den Weg gezeigt, und den Faden in die Hand gegeben, womit ſie ſich gleichfalls bis zu dem glücklichen Ausgange evidenter Grundſätze hindurch finden können. Sie haben uns mit dieſen Gegenden ſo bekannt gemacht, daß, wenn wir ihren Spuren folgen wollen, wir uns hinführo auch in dieſen ſchwacherleuchteten Gängen nicht mehr verirren können. Um deutlicher und ohne Bilder zu reden, wenn die ſpitzfindige Philoſophie Berkeleys das Daſeyn der Körperwelt zweifelhaft gemacht, wenn Spinozas Sophiſtereyen die Welt mit der Gottheit vermiſcht haben: ſo hat eine eben ſo ſpitzfindige aber gründlichere Philoſophie das Daſeyn der Körper, ſo wie das Daſeyn eines höchſten von der Welt verſchiednen Weſens mathematiſch bewieſen.

Cl. Nennen Sie im Ernſt das mathematiſche Beweiſe, Tiefheim! was beynahe niemand überzeugt, wenigſtens nicht ſo, daß er die Ueberzeugungskraft in eben der Stärke fühlt, worin er die Beweiſe fühlt, die mit dem gemeinen Menſchenverſtande können gefaßt und empfunden werden?

T. Sie wollen alſo, mein lieber Clairſens! daß die Wahrheiten, die außerhalb des Gebietes ihres gemeinen Verſtandes liegen, eben ſo leicht ſollen gefaßt, die Kraft ihrer Beweiſe ſogleich eben

ſo ſtark ſoll gefühlt werden, als diejenigen, die innerhalb dieſes Gebietes angetroffen werden. Da fodern Sie etwas unmögliches, etwas wenigſtens, das ſo lange unmöglich bleiben muß, als man mit jenen Wahrheiten noch nicht ſo vertraut iſt, als mit dieſen. Auf die Art werden Sie die Charte der Philoſophie, ja der menſchlichen Kenntniſſe überhaupt, ſehr ins Enge ziehen müſſen.

Cl. Ich wüßte doch eben nicht. Ein aufmerkſamer und wohlunterrichteter Mann kann doch mit ſeinem bloßen geſunden Verſtande ein beträchtliches Feld nützlicher Wahrheiten überſehen. Sehen Sie unſern Freund Blancfond, er maaßt ſich nicht den Nahmen eines Gelehrten an; allein wie ſehr haben ein ausgebreiteter Umgang, eine weitläuftige Erfahrung und vielfältige Reiſen ſeinen Verſtand aufgeklärt!

T. Das haben ſie. Allein der Verſtand Eines Menſchen iſt nicht der Verſtand des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Ein einzelner Menſch kann ſehr gelehrt und aufgeklärt heißen, wenn er es auch nur in Einer Art von Kenntniſſen weitgebracht hat; wenn aber eine ganze Nation dieſen Ruhm verdienen ſoll, ſo muß ſich ihre Aufklärung durch alle Zweige menſchlicher Kenntniſſe und Wiſſenſchaften verbreitet haben. Nun bedenken Sie, in wie vielen ſie zurück bleiben müßte, wenn ſie

ſich

ſich bloß auf die Wahrheiten des gemeinen Menſchenverſtandes einſchränken wollte. — Unter dieſem verſtehe ich den Grad des Verſtandes, deß die meiſten Menſchen fähig ſind; er umfaßt alſo nur die Kenntniſſe, wozu kein höherer Grad der Ausbildung durch Unterricht und Nachdenken erfodert wird. Die Erfahrungskenntniſſe deſſelben können alſo nur ſolche ſeyn, die man der bloßen gemeinen Erfahrung zu verdanken hat; die alſo ohne einen höhern Grad der Aufmerkſamkeit, ohne tieferes Nachforſchen, ohne künſtliche Werkzeuge, und ohne Zubereitung können erworben werden. Was uns daher bloß künſtliche Verſuche und ſorgfältige Beobachtungen lehren, das iſt dem eigentlichen gemeinen Menſchenverſtande unerreichbar, das muß von ſeinem Wirkungskreiſe ausgeſchloſſen werden; ſolche Kenntniſſe ſind das Eigenthum des gelehrten Kenners der Natur; denn nur ein unterrichteter, gebildeter und geübter Verſtand kann ſie erwerben. Es giebt noch Erfahrungskenntniſſe, die eine längere Uebung in dem höhern Theilen der Arithmetik, der Geometrie und anderer Wiſſenſchaften vorausſetzen. Sie werden bekennen, daß auch dieſe nur in dem verſchloſſenen Buche ſtehen, worin derjenige, der ſeinem Verſtande keine vollkommnere Ausbildung verſchaft hat, als die, welche den meiſten Menſchen gemein iſt, und ohne die man kaum den Nahmen eines Menſchen verdient, nicht leſen kann. — Glauben Sie nun noch,

daß ich zu viel ſage, wenn ich behaupte, daß der Wirkungskreis des gemeinen Menſchenverſtandes viel zu eingeſchränkt ſey, als daß eine Nation, die den Namen einer aufgeklärten verdienen will, ſich nicht über denſelben hinaus wagen dürfe? Wenn Sie es aber dem Philoſophen erlauben, auf dem Felde der Erfahrung über dieſe Gränzen hinaus zu gehen, warum wollen Sie es ihm auf dem Felde der Vernunft verbieten?

Cl. Der Fall iſt hier anders, mein lieber Tiefheim! Wir bleiben dort in den ebenen und hellen Gegenden der Sinne; die Erfahrung mag eine künſtliche oder gemeine ſeyn, das thut nichts zur Sache. Sobald ſich hingegen der Verſtand in die Regionen des Unſichtbaren verliehrt: ſo hat er nichts mehr, woran er ſich halten kann. Ich geſtehe Ihnen, daß einem entſchloſſenen Liebhaber der Spekulation dieſe Vorſichtigkeit, feiger Kleinmuth ſcheinen kann; ich geſtehe, daß dieſe Vorſichtigkeit den Kreis unſerer Kenntniſſe enger machen, daß ſie manche ſtolze Wiſſenſchaft aus der Encyklopädie der menſchlichen Kenntniſſe verdrängen wird; aber — iſt es meine Schuld?

T. Ob es ihre Schuld iſt? — Wir wollen ſehen. Sie werden es doch wenigſtens für billig halten, daß ſie dieſe Wiſſenſchaften, die ſie aus dem Gebiete ihrer Encyclopädie verweiſen wollen,

len, erſt hören, ehe Sie ein ſo unbarmherziges Gericht über ſie ergehen laſſen. Sie ſagen: in dieſen Wiſſenſchaften könne man zu keiner Gewisheit gelangen. Ich ſage bloß: der Weg zur Gewisheit in denſelben ſey beſchwerlicher. Und wenn das der Fall wäre, ſo würde man bloß ſchließen dürfen, daß man mit mehrerer Sorgfalt und Beharrlichkeit auf dieſem Wege fortgehen müſſe. Und warum das?

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Unterſuchungen über unſinnliche Gegenſtände verſchiedene Schwierigkeiten haben, die ihnen eigen ſind. Zuförderſt iſt die Sprache in dem Bezirke der unſinnlichen Begriffe weit ſchwankender und vieldeutiger, als in dem Bezirke der ſinnlichen Begriffe. Wenn die Bedeutungen der Wörter in dieſem Letztern in beſtimmten und genau umſchriebenen Bildern den Sinnen und der Einbildungskraft können vorgelegt werden, ſo muß man ſie in den Erſtern durch Erklärungen feſtſetzen, und da dieſe wiederum aus Wörtern beſtehen, die vielleicht eben ſo unbeſtimmt ſind, als die, welche durch ſie erklärt werden ſollen: ſo muß dieſes Erklären ſo lange fortgeſetzt werden, bis man auf ſolche Begriffe kömmt, die keiner weitern Zergliederung bedürfen. Das kann nun vielleicht eine ſehr beträchtliche Reihe von Begriffen erfodern, die gleichwohl der Verſtand alle feſthalten und durchlaufen muß, wenn er ſei-

ner Sache gewiß ſeyn will. Je länger die Reihe von Begriffen und Schlüſſen iſt, durch die er zu einer Wahrheit, von der er ſich überzeugen will, hinabſteigen muß, deſto gröſſer iſt die Gefahr ſich zu irren, deſto ſtärker und beharrlicher muß ſeine Anſtrengung ſeyn, und deſto natürlicher iſt wiederum die Gefahr, daß die ermüdete Aufmerkſamkeit nachlaſſe.

Cl. Warum iſt das aber nicht auch der Fall in der Mathematik? Hier ſind doch oft die Schlußreihen eben ſo lang, wo nicht noch länger, als in den metaphyſiſchen Unterſuchungen.

T. Darauf wollt ich eben kommen. In der Geometrie können uns gewiſſermaaßen die Figuren ſtatt der Erklärungen dienen; und zwar nicht allein die Bedeutung jedes Wortes zu beſtimmen, ſondern ſie auch in dem ganzen Laufe der Unterſuchung feſtzuhalten, und den Verſtand der Mühe des Erinnerns dadurch zu überheben, daß er den Begriff beſtändig vor Augen gemahlt ſieht. Die Vernunft hat alſo in der Mathematik Erleichterungen, die ſie in den metaphyſiſchen Unterſuchungen entbehren muß.

Cl. Gegen das Alles kann ich freylich nichts einwenden. Allein ich komme immer auf meinen Satz wieder zurück, von dem Sie mich durch die Ent-

Entwickelung der Schwierigkeiten ihrer metaphyſiſchen Wiſſenſchaft nur noch mehr überzeugt haben: Laſſen Sie uns die Spitzfindigkeiten dieſes Zauberbuches an ihren Ort ſtellen, und mit dem zufrieden ſeyn, was uns unſer geſunder Menſchenverſtand ſagt.

T. Ich laſſe es mir herzlich gern gefallen. Ich bin, dem Himmel ſey Dank! nicht mehr Pedant genug, einem Menſchen in der Welt eine Wiſſenſchaft aufdringen zu wollen, die er entbehren zu können glaubt. Ich verehre wer weiß wie viel verſtändige, ſcharfſinnige, verdienſtvolle Männer, die ſich nie mit tiefſinnigen Unterſuchungen abgegeben haben. Ihre weitläuftige Erfahrung, ihre ſtarke und geübte Vernunft hat ihnen Einſichten verſchaft, mit denen ſie haben nützlicher und thätiger werden können, als ich und meines gleichen, die eine lange ſchulgerechte Erziehung erhalten haben, je geweſen zu ſeyn uns rühmen, oder zu werden hoffen können. Darum halte ich aber meine Spekulationen, die Ihnen ſo überflüßig ſcheinen, doch noch immer für nützlich, und ſollte es auch nur dazu ſeyn, den vorwitzigen Grübler, den ſeine Sophiſtereyen von dem Wege der geſunden Vernunft abgeführet haben, wieder dahin zu leiten. Denn, mein lieber Clairſens! die Berkeleys und Humen haben nun einmahl die dornichte Bahn der Spitzfindigkeit eröfnet; wir

müssen ihnen nunmehr nach, wir mögen wollen oder nicht. Die Frage ist, wie kommen wir der Schwachheit des menschlichen Verstandes zu Hülfe, wie verschaffen wir den unsinnlichen Begriffen etwas von der Faßlichkeit, und den allgemeinen Vernunftwahrheiten etwas von der Evidenz, so wie ihren schwerern Beweisen etwas wenigstens von der leichten Uebersicht, die wir den Begriffen und Wahrheiten des gemeinen Menschenverstandes nicht absprechen können; Kurz wie vereinigen wir die Vortheile der tiefsinnigen Vernunft und des gemeinen Menschenverstandes. Halten Sie diese Vereinigung für ganz unmöglich?

Cl. Ich muß, mein lieber Tiefheim!

T. Sonderbar! Die Spitzfindigkeiten des Idealisten sind Ihnen einleuchtend genug, um sich dadurch irre machen zu lassen, und die Gründe, womit man sie zu widerlegen und zu berichtigen versucht, machen gar keinen Eindruck auf ihren Verstand. Sie wissen nichts bessers, um den Idealisten nicht auf seinem Irrwege zu begegnen, als keinen Schritt aus den Verschanzungen des gemeinen Menschenverstandes zu thun.

Cl. Aber bedenken Sie doch, Tiefheim! daß die Fälle ganz verschieden sind. Der Idealist thut weiter nichts, als daß er leugnet; Sie aber behaupten. Er leugnet, daß aus den Vorstellungen, die

die unſere Sinne von den Körpern erhalten, nicht folge, daß es wirklich Körper außer uns gebe. Wenn Sie nicht auf dem Grund und Boden des gemeinen Menſchenverſtandes ſtehen bleiben, müſſen Sie das ſelbſt zugeben, indeß ich, der ich mich es nicht zu beweiſen getraue, ganz demüthig mich auf die Ausſprüche meiner Sinne verlaſſe. Da Sie nun gegen den Idealiſten die Wirklichkeit der Körperwelt behaupten: ſo liegt Ihnen auch der Beweis ob, und ſehen Sie, Ihr Beweis überzeugt mich nicht.

T. Das iſt nun zwar nicht immer der Fall, daß die Sophiſten, die Sie irre machen, bloß leugnen; beym Spinoza, iſt er es ſchon augenſcheinlich nicht. Dieſer unglückliche Grübler iſt gewiß durch Umwege auf ſeine Irrthümer gekommen, die weit länger ſind, als der Weg, auf dem er die Wahrheit hätte finden können. Denn wenn Sie Einmahl eine unendliche Subſtanz annehmen, die Sie Gott nennen, ſo gehört keine unerreichbare Spitzfindigkeit dazu, ſich zu überzeugen, daß dieſes Weſen müſſe unveränderlich, und alſo von der Welt, worin alles Veränderung und Wechſel iſt, verſchieden ſeyn. — So würde es, meiner Meynung nach, ebenfalls nur einige Schritte mehr koſten, nachdem der Idealiſt ſich aus der Welt der Körper hinaus philoſophirt hat, ſich wieder in dieſelbe hinein zu philoſophiren. — Sie nehmen doch ein höchſtes Weſen an,

an, das die Welt geschaffen hat, sie nehmen doch an, daß die Welt, wenn sie ein Werk eines solchen Wesens ist, auch das vollkommenste Werk sey, daß sie aber desto vollkommner seyn werde, je größer die Harmonie ihrer Theile ist. Diese ist aber desto größer, je größer die Anzahl der erschaffenen Dinge ist, also, wenn es außer der vorstellenden Welt des Idealisten, oder der Geisterwelt, auch eine vorgestellte, oder eine Körperwelt giebt. Was verlangen sie noch mehr, sind diese Beweise nicht bündig genug? Was aus der Handlungsart des besten, des weisesten und gütigsten Wesens geschlossen wird, beruhet das nicht auf eben so sicheren Beweisen, als worauf irgend eine Wahrheit der Geometrie beruhet?

Cl. Aber warum beruhigen mich diese Beweise nicht so, wie die Beweise der Geometrie? — Warum verlange ich immer noch etwas, um überzeugt zu seyn?

T. Und was ist dieses Etwas, das Sie an diesen Beweisen noch vermissen? — Freylich giebt der Vortheil ihre Begriffe durch die Figuren den Augen darzustellen, der Geometrie einen Vortheil, den die Metaphysik entbehren muß; und ich denke, ich habe Ihnen die Größe und Wichtigkeit dieses Vortheils nicht verhehlt. Ich will Ihnen aber noch einen Vortheil anführen, den die Metaphysik

mit

mit der Mathematik nicht theilen kann, und der vielleicht das Gefühl der Ueberzeugung von ihren Wahrheiten ganz vollenden würde. Ein Mechanikus hat eine Maschine berechnet. Er bemerkt weder in den Grundsätzen, welche er dabey voraussetzt, noch in der Rechnung den geringsten Fehler. So gewiß er seiner Sache ist, so ist er doch erst völlig beruhigt, wenn er seine Maschine, wenigstens im Modelle fertig gemacht, und sich von ihrer Güte durch Versuche und Proben überzeugt hat. Er ist ein Mensch, er kann sich irren, und das Gefühl von seiner Fehlbarkeit wird ihn noch immer die völlige Ueberzeugung von ihrer Vollkommenheit verkümmern, bis daß er sich durch seine Augen versichert hat, daß sie die abgezielte Wirkung thut. Eben so wird der Astronom, wenn er z. B. die Rückkehr eines Kometen berechnet, an die Richtigkeit seiner Rechnungen und Vernunftschlüsse mit ungetheilter Ueberzeugung glauben, sobald die Beobachtung am Himmel seine Rechnungen bestätigt. Was meynen Sie, wenn wir unsere metaphysischen Untersuchungen solchen Proben unterwerfen könnten?

Cl. Ja wenn wir das könnten, dann bliebe uns freylich nichts mehr zu wünschen übrig; dann müßten sie auch den zweifelmüthigsten überzeugen; denn alsdann würde jeder von den Zweifeln, die die völlige Ueberzeugung erschweren, von sich selbst

schwei-

ſchweigen; man würde nicht beſorgen dürfen, weder daß ſich falſche Data in die Rechnung geſchlichen, noch daß die Ringe der Beweiskette übel zuſammengereihet wären; und was die Hauptſache iſt, man würde einen Beweis haben, der zu den Sinnen redet, und den Verſtand, vermittelſt eines lebhaften, kräftigen Gefühls der Wahrheit zum Beyfall zwingt? Dieſes Gefühl, Tiefheim! iſt es nicht gerade das, was den Unwiſſenden ſeiner Sache ſo gewiß macht? Sie werden ſchwerlich unter der langen Liſte ihrer philoſophiſchen Sektenſtifter einen Märtyrer ſeines ſpitzfindigen Glaubensbekenntniſſes finden, er müßte dann zu gleicher Zeit auch ein guter Schwärmer geweſen ſeyn. Ein räſonnirender Philoſoph iſt kein Holz, woraus man Märtyrer macht. Sehen Sie doch auch nur ihre Helden in der Spekulation, wie viele, die ihren philoſophiſchen Unterſuchungen alle Strenge gegeben zu haben glaubten, und die auch wohl wußten, wenigſtens aus ihren mathematiſchen Arbeiten wiſſen konnten, was zu dieſer Strenge gehöre, — wie viele dieſer entſchloſſenen Unterſucher haben gleichwohl gewünſcht, das, was Sie noch ſo ſcharf bewieſen hatten, durch die ſinnliche Ueberzeugung, die das Gefühl und die Erfahrung gewährt, beſtätigt zu ſehen! Sie mögen noch ſo viel darüber lachen, daß Descartes ſo gern eine Reiſe außer ſeinem Körper gemacht hätte, um zu verſuchen, ob ſeine Seele auch wohl ohne ihren Körper denken

könne,

könne, wie er mathematiſch demonſtrirt zu haben glaubte; ich kann ihn bedauren, ich ſehe in ihm einen Mann, der gern wäre überzeugt geweſen, und in allen ſeinen Demonſtrationen die Ueberzeugungskraft nicht findet, die er in einem Augenblick von Erfahrung auf einmahl würde gefühlt haben.

T. Es ſey fern, daß ich über dieſen unphiloſophiſchen Wunſch lachen ſollte, ich müßte ſonſt auch über die lachen, die um von der Unſterblichkeit der Seele gewiß zu werden, mit ihren Freunden Erſcheinungen nach dem Tode verabredeten. Denn auch dieſen Wunſch haben nicht etwan bloß einige Uneingeweihete gethan, ſelbſt ein ſo feſtgläubiger Verehrer des Plato, wie Marſilius Ficinus, hielt es nicht für überflüßig, ſich durch die Erſcheinung eines verſtorbenen Freundes in ſeiner Ueberzeugung von einem künftigen Zuſtande zu befeſtigen. Und Sie glauben doch ohne Zweifel, daß wir von einem ſolchen Zuſtande durch den bloßen gemeinen Menſchenverſtand, ohne lange Beweiſe, gewiß genug ſind. Ich ſehe darin nichts mehr und nichts weniger, als den Wunſch des Aſtronomen durch Beobachtungen, und des Künſtlers durch Proben und Verſuche ſich von der Richtigkeit ſeiner Rechnungen zu verſichern; ich habe Ihnen aber ſelbſt freywillig eingeräumt, daß es allerdings zu wünſchen wäre, wir möchten

unſere

unsere tiefsinnigern Beweise durch solche Proben bestätigen können. Sie würden uns diejenige lebendige und kräftige Ueberzeugung, die uns die tiefsinnigern Beweise wenigstens nicht gleich gewähren, auf der Stelle verschaffen.

Cl. Nun gut! Tiefheim! Die gewährt Ihnen das schnelle Wahrheitsgefühl des gesunden Menschenverstandes, wenn Sie sich nur damit begnügen wollen.

T. Wie gern wollte ich, mein lieber Clairsens! so gut wie Sie, wenn ich könnte. Allein ich sehe, es bleibt mir keine Wahl übrig, wenn ich nicht alles Untersuchen aufgeben will. Ich weiß, daß einige, die sich noch immer Philosophen nennen, diese Parthey genommen haben, ich will nicht entscheiden, ob aus Bequemlichkeit, oder aus Verzweiflung. Damit sey es, wie es will; genug ich kann sie nicht nehmen; und zwar aus folgenden Gründen: Erstlich der Gemeinsinn, wenn sie nicht bloß den darunter verstehen, der bey den eigentlichen ersten Wahrheiten, den Grundsätzen und unmittelbaren Erfahrungen stehen bleibt, hat oft nöthig von der Wissenschaft berichtigt zu werden. Er sagt Ihnen, die Erde steht stille, die Wissenschaft sagt: sie bewegt sich, und sie glauben doch der leztern. Hiernächst: eben dieser Gemeinsinn beantwortet ihnen einige Fragen, die Ihnen die Natur und die Vernunft vorlegt, gar nicht.

Wie

Wie kommen die Vorſtellungen von den Eigenſchaften und Veränderungen der Körper in die Seele? Die Karteſianiſche Philoſophie ſagt: die Seele bringt ſie ſelbſt oder Gott bringt ſie ſtatt ihrer hervor bey Gelegenheit der Eindrücke, die die Sinnglieder von den Körpern erhalten. Die Philoſophen des Gemeinſinnes in England, Reid, Beattie, Oswald, ſagen: ſie drucken ſich in der Seele ab, wie ein Petſchaft in dem Wachſe. Wenn man ihnen gegen dieſe Antwort Einwürfe macht, ſo halten ſie uns feſt und verlangen, daß wir mit Fragen einhalten ſollen.

Cl. Und thun ſie daran nicht Recht?

T. Ich weiß noch nicht; wir werden ſehen. — Wenn wir nun aber einige Empfindungen von den Körpern weiter zergliedern, wie z. B. die Empfindungen von den Farben, und finden, daß ſie Vorſtellungen von den Bewegungen der Lichttheilchen ſind, wenn wir daraus ſchließen, daß dieſe Empfindungen zwar zum Theil in dem Gegenſtande, zum Theil aber auch dem empfindenden Subjekte ſind, wenn wir endlich dieſe Zergliederung noch weiter treiben, und ſelbſt noch die Empfindung der Ausdehnung und Bewegung in ſolche Gründe auflöſen, die zum Theil in dem Gegenſtande, zum Theile in dem empfindenden Subjekte

ſind: ſo fahren wir zurück, verbieten uns, um nicht in den Skepticismus des Idealiſten zu verfallen, gleich vom Anfange alle Zergliederung der Empfindungen, verlangen, daß die Philoſophie bey den Ausſprüchen des Gemeinſinnes ſtehen bleibe, und behaupten, daß Gerüche, Farben, Wärme, ſo wie alle übrige zuſammengeſetzte Beſchaffenheiten (modi compoſiti) oder Nebenbeſchaffenheiten (qualitates ſecundariae) bloß und allein in den Gegenſtänden ſelbſt ſind.

Cl. Das gefällt Ihnen nicht, Tiefheim! Wiſſen Sie es aber beſſer zu machen?

T. Ich glaube Ja! ob ich Sie aber befriedigen werde, das iſt eine andere Frage. Ich werde mich auch gar nicht wundern, wenn mir das nicht glückt. Die Unterſuchung muß ganz in das Feld der unſinnlichen Ideen übergehen, wenn ſie ganz ſoll zu Ende gebracht werden; ſo wohl um uns von der Wirklichkeit der Gegenſtände der Sinne, als von der Einfachheit der Subſtanzen, in deren Veränderungen alle Erſcheinungen, die wir an dem Körper wahrnehmen, gegründet ſind. Wie ſoll ich hoffen, ſolchen Unterſuchungen die Evidenz der Wahrheiten des gemeinen Menſchenverſtandes zu verſchaffen? Dieſer will alles, deſſen Daſeyn er annehmen ſoll, mit Augen ſehen und

mit

mit Händen greifen; er will keine Begriffe zulaſſen, wovon ſich nicht die Sinne und die Einbildungskraft ein Bild machen können, er will mit der Schnelligkeit und Lebhaftigkeit des Gefühls überzeugt ſeyn, wenn er ſich für überzeugt halten ſoll; und alles das läßt die Natur der Sache in den Unterſuchungen, die über die Grenzen des Gemeinſinnes hinaus gehen, nicht zu. Alles was wir hier verſprechen können, iſt, dem Verſtande durch einige Kunſtgriffe zu Hülfe zu kommen, durch die wir die unſinnlichen Wahrheiten dem gemeinen Menſchenverſtande etwas näher bringen, und der Ueberzeugung wenigſtens etwas von der Energie des Gefühls geben.

Cl. Sie meinen ohne Zweifel, man ſoll, — ſo wie man bey den ſittlichen Wahrheiten das Gefühl erregt, das man bald Gewiſſen, bald den moraliſchen Sinn nennt, — dasjenige Wahrheitsgefühl in ſein Intereſſe ziehen, das ohne langes Ueberlegen ſogleich, wie ein ſechſter Sinn, das Wahre von dem Falſchen unterſcheidet.

E. Das iſt etwas, aber noch lange nicht das, was ich meyne. Dieſes Wahrheitsgefühl iſt, eben ſo wie der moraliſche Sinn und das Gewiſſen, nicht wenig mißlich. Es mag in leichten und wenig verwickelten Fällen hinreichend ſeyn, der Leh-

rer, der in einem popularen Vortrage Wahrheiten Eingang verschaffen will, von denen er sich erst selbst durch sorgfältige Untersuchung versichert hat, mag sich desselben mit Vortheil bedienen. Aber es ist trüglich, sobald es Wahrheiten beurtheilen soll, die ohne sorgfältige Zergliederung nicht wohl können beurtheilt werden; es kann irren, und von einem irrenden oder verführenden Lehrer irre geführt werden.

Cl. Ihr Vorschlag wäre also? —

T. Es ist eigentlich nicht mein Vorschlag. Sie werden gleich sehen, daß er nichts weniger als neu ist, so bald ich Ihnen die Mittel nennen werde, womit man die tiefsinnigern Wahrheiten dem gemeinen Menschenverstande näher zu bringen geglaubt hat; Sie haben gewiß sich selbst und andern unzählige Mahl damit schwere Wahrheiten leichter gemacht. — Es giebt nehmlich einige unter diesen, die auch die Erfahrung bestätigt; alle Begriffe aber, die uns die Erfahrung darbietet, lassen sich leichter fassen, alle Beweise, denen die Erfahrung zu Hülfe kömmt, gewähren eine leichtere, schnellere und lebhaftere Ueberzeugung, als die Begriffe und Beweise, denen eine solche Unterstützung nicht zu Statten kommen kann. Die Wahrheit: das Laster macht uns unglücklich, kann freylich durch sehr tiefsinnige Vernunftbeweise dar-

ge-

gethan werden; allein ich glaube, daß viele Menschen nicht, und noch mehrere nicht so gut davon würden überzeugt seyn, wenn sie sich nicht durch häufige Beyspiele täglich davon überführen könnten. Wenn wir sehen, daß der Verschwender verarmt und der Trunkenbold die Gesundheit seines Leibes und seiner Seele zerrüttet: so zweifeln wir keinen Augenblick mehr an der Verderblichkeit des Lasters. Wir können uns also die unsinnlichen Begriffe erleichtern, wenn wir sie in den sinnlichen und die allgemeinen Wahrheiten, wenn wir sie in einzelnen Fällen anschauen. Noch mehr: wenn unter zwey ähnlichen Fällen der eine der leichtere und der andere der schwerere ist: so können wir uns den schwerern durch den leichtern erläutern; und das thun wir, wenn wir uns der Gleichnisse bedienen. Wenn wir die Wahrheit wollen begreiflich machen: daß es bey dem Unterricht auch auf die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit und die Gemüthsbeschaffenheit des Unterrichteten ankomme: so bedienen wir uns des Gleichnisses der Saat, deren Aufkeimen und Wachsthum von der Beschaffenheit des Bodens, auf den sie ausgestreut wird, abhängt. Wollen wir zeigen, daß die Empfänglichkeit des Gemüths gewisse Zubereitungen erfodere, wenn die Wahrheit darin haften soll: so berufen wir uns auf das Beyspiel der Färber, die ihrer Wolle erst Schmutz und Fettigkeit zu benehmen

men ſuchen, damit ſie die Farbe, die ſie ihr geben wollen, deſto leichter in ſich ziehe. — Das iſt alles, was ich vorzuſchlagen weiß, um die Ueberzeugung zu erleichtern. Ich zweifle nicht, daß es noch andere Mittel gebe, die dazu dienlich ſeyn können; dieſe ſcheinen mir aber die unſchädlichſten und anwendbarſten.

Cl. Das wäre alſo alles, was Sie vorzuſchlagen hätten?

T. Alles! wenn Sie nicht etwan die vertraulichere Bekanntſchaft mit den unſinnlichen Begriffen und den reinen Vernunftwahrheiten, die wir uns durch längern Umgang mit denſelben verſchaffen, zu den Erleichterungsmitteln der Ueberzeugung rechnen wollen. Allein dieſe Bekanntſchaft iſt ein Werk der Zeit, und doch immer nur für Wenige. — Je mehr ich auf das, was wir bisher mit einander geplaudert haben, wieder zurück denke, deſto mehr leuchtet mir die Aehnlichkeit des langſamfortſchreitenden Gebrauches der Vernunft mit dem Gebrauche einer gewiſſen Erfindung ein, die ebenfalls erſt nach und nach zu einer größern Vollkommenheit gediehen iſt, deren Gebrauch mannichfaltige Kenntniſſe und Uebungen vorausſetzt, und die noch immer eine größere Vollkommenheit erwartet, ungeachtet niemand mehr ih-

ren

ren Nutzen in Zweifel zieht. Es ist die Magnetnadel und ihr Gebrauch bey der Schiffarth.

* * *

Ich lernte vor einigen Jahren in Lausanne einen Verwandten des berühmten Edmund Halley kennen. Sie wissen, wie viel sich dieser große Mathematiker die Untersuchungen über die Abweichung der Magnetnadel hat kosten lassen. Unter seinen zurückgebliebenen Papieren, die mit der übrigen Erbschaft diesem Verwandten zugefallen waren, fand sich, außer verschiedenen Aufsätzen, die unvollendete Beobachtungen und Rechnungen enthielten, auch eine Geschichte des Kompasses und seines Gebrauches bey der Schiffarth, die man aber, weil sie nur einige unvollständige Fragmente enthielt, nicht des Drucks hat werth gehalten. Ich erhielt sie von eben diesem Verwandten, mit dem ich in Lausanne eine ziemlich genaue Freundschaft errichtet hatte. Da ich den Aufsatz, worin sie aufgezeichnet ist, noch bey der Hand habe, so kann ich ihnen etwas davon vorlesen. Wir können uns hier unter das Zelt setzen, wenn es ihnen gefällig ist.

Sie setzten sich und Diesheim las:

„Alle Nachforschungen, die ich über den ei„gentlichen Erfinder und die erste Seereise, wobey

„er

„er gebraucht worden, angestellt habe, überzeu„gen mich, daß man schwerlich etwas gewisses dar„über entdecken wird. So viel erhellet aus der „Vergleichung mehrerer Reisegeschichten, daß „der Gebrauch desselben sich sehr langsam ausge„breitet hat. Nur die kühnsten Wagehälse, oder „solche entschlossene Seefahrer, die man für Wage„hälse hielt, getraueten sich, mit Hülfe der Mag„netnadel weitere Reisen zu unternehmen. Bisher „hatte die gewöhnliche Schiffarth das Land nur „wenig aus den Augen verlohren; wer sicher ge„hen wollte, war längs den Küsten hingesegelt, „und die hatten ihn auf seiner Farth genugsam ge„leitet. Man konnte also den Nutzen eines In„strumentes zur Bezeichnung seines Weges auf der „See nicht absehen, wenn man sich nicht damit „auf den weiten Ocean wagen wollte, und das „hielt man für eine Unternehmung, wozu sich nur „die Tollkühnheit oder die Verzweiflung eines „Abentheurers entschließen könnte.

„Es scheint, daß ungefähr im dreyzehnten „Jahrhundert viele Schriften für und wider den „Gebrauch des Kompasses erschienen sind, von de„nen mir selbst einige aus der Bibliothek des Es„kurials sind mitgetheilt worden, die man ohne Zwei„fel unter K. Philipp dem zweyten aus Portu„gall dahin gebracht hat, und aus welchen ich mir „folgendes zu meiner Nachricht auszieh.

„Die

„Die eine von diesen Handschriften, die alle „in Arabischer Sprache geschrieben sind, ist in „zwey Haupttheile abgetheilt, wovon der erste die „Unnützlichkeit, der zweyte aber die Schädlich„keit und Gefährlichkeit des Gebrauches der Mag„netnadel beweisen soll. Unnütz ist die Magnet„nadel, sagt der Verfasser, weil man, ohne sie, „alle nöthigen Seereisen verrichten kann. Man „kann, ohne die Küsten aus den Augen zu verlie„ren, alle Königreiche und Provinzen besuchen, „worin die Herrschaft des Kalifen von den wah„ren Gläubigen verehrt wird. Und diese verdie„nen allein besucht und durchreiset zu werden; sie „enthalten alles, was zu den Nothwendigkeiten „und Annehmlichkeiten des Lebens erfodert wird, „und unsere Schiffarth reicht hin, diese Schätze „der Natur und der Kunst durch Umtauschung in „den nöthigen Kreislauf zu bringen; sie reicht hin, „mit dem Ueberfluß eines Reiches den Mangel des „andern zu ersetzen, und so in beyden Wohlstand „und Reichthum zu verbreiten.

„Gegen diesen Grund bemerkt eine andere „Handschrift: So sehr man den Reichthum der „bekannten Welt mit Dank erkennen müsse, so „könne man doch auch ohne Undank nicht leugnen, „daß mancher kühne Seefahrer aus den entfernten „Gegenden unbekannter Welttheile schätzbare

„Kenntnisse und nützliche Früchte der Natur und „der Kunst zurückgebracht habe. Allein gesetzt, daß „man diesen auch entsagen, gesetzt, daß man die „Schiffarth nur in die engen Gränzen der be„kannten Welt einschränken wollte: so würde den„noch der Kompaß kein unnützes Werkzeug für den „Seefahrer seyn; denn die Nachbarschaft der „Küsten sichere zwar die Schiffarth oft, doch nicht „immer. Die mechanische Handarbeit des un„wissenden Matrosen könne zwar ohne die Wissen„schaft des gelehrten Seefahrers die kleinen Fahr„zeuge bey Tage und bey ruhiger See auf kleinen „Reisen ohne Gefahr in den Hafen bringen; allein „bey Nacht und wenn Stürme den Himmel ver„finstern und das Schiff in die offene See ver„schlagen, dann verlasse den Steuermann seine „Kunst, wofern sie, ohne durch tiefere Wissen„schaft geleitet zu werden, auf die bloße empy„rische Kenntniß der Seeküsten eingeschränkt „ist. Nicht zu gedenken, daß auf dem „weiten Oceane nicht selten die Erfahrung durch „trügerische Nebelküsten getäuscht werde und Ge„fahren entgegen renne, die die Wissenschaft allein „vorhersehen und vermeiden kann. Nach eben „diesem Schriftsteller ist es schon ein großes Be„kenntniß von dem vortreflichen Nutzen der Mag„netnadel, daß man ohne sie nur kleine Reisen vor„nehmen, und sich nicht auf die offene See noch

„we-

„weniger auf unbekannte Höhen derſelben wa-
„gen darf.

„Dieſem Vorwurf ſucht der Verfaſſer des
„erſtern Werkes am meiſten zu begegnen; indem
„er ſich alle Mühe giebt, die Gefährlichkeit ſolcher
„Reiſen darzuthun; ſowohl wegen der Gefahren,
„die den Seefahrer in den unbekannten Ländern
„erwarten, als auch wegen der Unzulänglichkeit
„des Kompaſſes zur Sicherheit der Reiſe. Dieſe
„unbekannten Länder, ſagt er, können nur in den
„unbewohnten heißen oder kalten Erdgürteln lie-
„gen, die eben deswegen an Ungeheuern deſto
„fruchtbarer ſind, je weniger die Temperatur ih-
„rer Luft dem Menſchen einen erträglichen Aufent-
„halt vergönnt, und eine geſunde Nahrung ver-
„ſchafft. Die Reiſebeſchreibungen ſolcher Seefah-
„rer, die von Ungefähr in dieſe Länder verſchla-
„gen wurden, können uns nicht gnug von den
„Wundern erzählen, die ſie darin geſehen haben.
„Das was ſie aber am gewöhnlichſten antrafen,
„waren wilde Völker, bey denen ſie nicht die ge-
„ringſten Spuren der Erkenntniß oder der Ver-
„ehrung eines höchſten Weſens fanden. Sie leb-
„ten in Wäldern ohne alle bürgerliche Ordnung
„und vernünftige Geſetze, ohne Recht und ohne
„Heiligkeit der Verträge, in einem ſteten Kriege
„unter ſich und mit allen, die ſich ihrem Lande

„nä-

„näherten. Indeß scheint die gütige Natur, fah-
„ren die Reisebeschreiber fort, an den Scenen,
„welche diese entarteten Menschen bewohnen, alle
„ihre Reitze verschwendet, und auf ihren Boden
„ihr ganzes Füllhorn ausgeleert zu haben, und
„wir würden vielleicht dem Zauber, womit uns
„diese Gärten der Alcine an sich zogen, nicht has-
„ben widerstehen können, wenn es möglich gewe-
„sen wäre, unter so thierischen Menschen, alle die
„Reitze und allen den Seegen, den die Natur um sie
„herum ausgegossen hat, in Ruhe und mit Zufrieden-
„heit zu genießen. Doch haben wir noch ver-
„schiedene Muselmänner angetroffen, die entwe-
„der den Rückweg in ihr Vaterland nicht haben
„finden können, oder sich durch den Zauber des
„Vergnügens haben fesseln lassen, zurück zu blei-
„ben und den Eingebohrnen ähnlich zu werden.
„Die wenigen, welche in ihr Vaterland glücklich
„zurückgekommen, sind durch die unsichtbare Macht
„wohlthätiger Genien wieder in die Gemeine der
„wahren Gläubigen versetzt, um im Glauben an
„Gottes Propheten und unter dem Lesen seines
„Korans zu leben und zu sterben.

„Einige, doch nur wenige Reisebeschreiber,
„fährt eben der Schriftsteller fort, berichten eine
„Sache, welcher ich aber schlechterdings allen
„Glauben absprechе. Sie sagen, es sey einst ein
„Schiff,

„Schiff, das sich mit dem Kompaß auf die offene
„See gewagt, in einen unwiderstehlichen Strom
„gekommen, der es über die Gränzen der erschaf-
„fenen Welt hinausgerissen habe. Als sie in den
„unermeßlichen leeren Raum gekommen, wäre
„plötzlich alles vor ihren Augen verschwunden.
„Es sey ein großes Glück gewesen, daß auf ein-
„mahl auch alles um sie herum, ihr Schiff, La-
„dung und Schiffvolk, wie in Nichts verwandelt
„worden, weil sie sonst in dem bodenlosen Ab-
„grunde, der sich unter ihnen eröfnet habe, viel-
„leicht ihr ganzes Leben hindurch hätten fallen müs-
„sen, ohne jemahls, wieder auf ihre Füße zu kom-
„men. So aber sey alles, bis auf ihre eigene Leiber,
„um sie herum, in Nichts zerflossen; und sie ha-
„ben von ihrem vorigen Zustande nichts als die
„Bilder einer fantastischen Welt zurückbehalten,
„von denen sie aber gewußt, daß sie eben so wesen-
„lose Gestalten seyn, als die Bilder eines immer-
„währenden Traumgesichts.

„Ein anderer Grund gegen den Gebrauch
„der Magnetnadel, ist ihre Unsicherheit. Diese
„ist schon durch die angeführten vielen Unglücks-
„fälle genug bewiesen, die so manchen kühnen
„Abentheurer betroffen haben, der sich mit einem
„so trügerischen Wegweiser von dem leichten und
„bekannten Pfade, worauf uns unsere Augen füh-

„ren, entfernt hat. Ist etwa, seitdem man „sich auf seinen Kompaß verläßt, kein Schiff von „dem rechten Wege abgekommen, oder, wenn es auf „dem rechten war, hat es immer mit Sicherheit ge„wußt, daß es der rechte sey? Und wie sollte es „das auch? Wir sehen ja, daß die Nadel nicht „immer gerade nach Norden zeigt, daß sie sich „bald zur Rechten, bald zur Linken dreht, bald „niedersinkt, bald wieder in die Höhe steigt; und „alle diese Abweichungen sind so eigensinnig, daß „sie keinem Gesetze zu gehorchen scheinen. Ja ge„setzt, diese Abweichungen wären nicht, oder wä„ren bekannten Gesetzen unterworfen, würde uns „alsdann die Magnetnadel jeden Punkt der offenen „See genau und zuverläßig anzeigen? zeigt sie „uns die Grade der Breite und Länge der Oerter „an, ohne deren Bestimmung wir doch blindlings „herumirren? wie wenig dürfen wir aber hoffen, „jemahls eine anwendbare Auflösung dieser Aufga„ben zu finden? Ja gesetzt endlich, wir hätten sie „gefunden, wer versichert uns, daß wir uns in „den Beobachtungen und Rechnungen die zu ihrer „Anwendung gehören, nicht geirrt haben? Aller „dieser Mühe, dieser Gefahr und Verlegenheit „sind wir überhoben, wenn wir die Küsten nicht „aus den Augen verliehren, und uns nicht weiter „in die See wagen, als uns die Ansicht derselben „leiten kann.

„Dem

„Dem Gegner scheinen diese Gründe nicht „unwiderleglich. Was den erstern betrifft, so be„merkt er, daß alle die fürchterlichen Nachrichten, „von bezauberten Gegenden und von Ländern, die „Ungeheuer bewohnten, die Geburten der Unwis„senheit und der erschrockenen Phantasie sind, wo„mit die ältere Erdbeschreibung angefüllt war. „Das beste Mittel die Erdbeschreibung von diesen „ererbten Fabeln zu befreyen, sey selbst eine aus„gebreitetere Schifffarth und eine genauere Be„kanntschaft mit diesen entfernten Weltgegenden. „Was aber den andern Grund betrifft, so müsse „man freylich nicht aufhören, an der Vollkommen„heit der Werkzeuge und Methoden zur Bestim„mung der Oerter und zur Leitung der Seefahrer „auf den unbekannten Meereshöhen zu arbeiten; „man müsse sich immer genauere Seekarten zu „verschaffen suchen, um desto leichter an den See„küsten sich auch in entfernten Gegenden von der „Richtigkeit seines Weges zu versichern. Man habe „auch hierin bereits verschiedene glückliche Versu„che gemacht, und es sey doch nicht bewiesen, daß „man darin künftig nicht noch weiter kommen „werde.„

Ich weiß, was Sie sagen wollen, fiel hier Clairsens ein. Nun! bis diese vollkommnen Werkzeuge und Methoden für die Reisen der Vernunft ge-

gefunden ſind, erlauben Sie mir, mein lieber Tiefheim! daß ich mit der meinigen die bekannten Küſten des Gemeinſinnes nicht verlaſſe. — „O! ich wußte es wohl, erwiederte Tiefheim! „daß ich einen ſo verhärteten Ungläubigen nicht „noch heute vor dem Frühſtück bekehren würde,„ und ſteckte ſein Papier in die Taſche.